



Leseprobe

Eduard von Keyserling

Landpartie - Gesammelte Erzählungen

Schwabinger Ausgabe, Band 1 - Herausgegeben und kommentiert - von Horst Lauinger

»Nun ist die umfangreichste Sammlung seiner Erzählungen erschienen, die es je gab. Sie zeigt, dass er weit mehr war als ein baltischer Stimmungsmaler. ... Die von Horst Lauinger liebevoll kommentierte Ausgabe hat den großen Vorzug der Chronologie. Die Stücke werden nicht beziehungsreich arrangiert, sondern nach Jahreszahlen geordnet. Das erlaubt eine historische Kontextualisierung, die Keyserling als aufmerksamen Zeitbeobachter zeigt.« *Süddeutsche Zeitung, Gustav Seibt*

Bestellen Sie mit einem Klick für 28,00 €



Seiten: 744

Erscheinungstermin: 03. September 2018

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

«Die Lektüre Eduard von Keyserlings macht süchtig.» Andreas Isenschmid, NZZ am Sonntag

Er ist der Meister der sinnlichen Erzählkunst, ein begnadeter Impressionist und Stimmungsmagier, und sein Werk gehört zum Stilvollsten, was die deutschsprachige Literatur hervorgebracht hat. Zu seinem 100. Todestag würdigt Manesse Eduard von Keyserling mit einem bibliophilen Liebhaberband, in dem erstmals sämtliche Erzählungen vereint sind. Seinerzeit zählten Thomas Mann, Lion Feuchtwanger und Herman Bang zu seinen Bewunderern. Und bis heute kommen Kritiker nicht aus dem Schwärmen heraus: «Besser als Fontane!» (Michael Maar), «Nicht lesen, schlürfen!» (Tilman Krause), oder: «Houellebecq minus Zynismus» (Iris Radisch). Zeitgemäß im besten Sinne, ist dieser Klassiker mehr denn je der Entdeckung wert.

In dem Band enthaltene Erzählungen: Nur zwei Tränen (1882) / Mit vierzehn Tagen Kündigung (1882) / Das Sterben (1885) / Grüß Gott, Sonne! (1896) / Grüne Chartreuse (1897) / Die Soldaten-Kersta (1901) / Der Beruf (1903) / Schwüle Tage (1904) / Harmonie (1905) / Sentimentale Wandlungen (1905) / Im Rahmen (1906) / Seine Liebeserfahrung (1906) / Gebärden (1906) / Die sentimentale Forderung (1906) / Osterwetter (1907) / Die Verlobung (1907) / Geschlossene

Eduard von Keyserling

Landpartie

Eduard von Keyserling
Schwabinger Ausgabe

Eduard von Keyserling

Landpartie

Gesammelte Erzählungen

Herausgegeben und
kommentiert
von Horst Lauinger

Nachwort
von Florian Illies

MANESSE

Nur zwei Tränen

Motto: «Θάλαττα, θάλαττα»

Der Lehrer der griechischen Sprache hatte die üble Angewohnheit, seine Schüler «Esel» zu nennen, machten sie ihre Sache nicht recht. Wir zeigten dann stets sehr entrüstete Mienen, allzu tief aber empfanden wir diese Beleidigung eigentlich nicht. Nun behaupteten meine Kameraden, ich hätte einmal über solch einen «Esel» geweint.

Weinen gilt in der Schule ohnehin für eine Schande, und noch dazu über so etwas! Die Kameraden waren unerschöpflich in ihrem Spott. Mich schmerzte das empfindlich; ich vermochte mich aber nicht zu verteidigen. Es waren nur zwei armselige Tränen gewesen, nicht der Rede wert, diese ließen sich jedoch nicht fortleugnen, und sie hatten ihre wunderliche Ursache, die ich damals nicht erörtern mochte.

An einem ganz gewöhnlichen ledernen Montage, in einer ganz gewöhnlichen ledernen Unterrichtsstunde trug sich der Vorfall zu. Ja! Diese Unterrichtsstunde versprach besonders trübe und eintönig zu werden, denn draußen lag dichter Herbstnebel über den Dächern. Wir durften also nicht einmal auf den lustigen Sonnenstrahl rechnen, der durch die Fensterscheiben in die Schulstube zu schlüpfen pflegte, um plötzlich dem gestrengen Lehrer über die faltige Stirn

zu huschen, sodass er die mürrischen Augen zukneifen musste und wir kichernd die Nasen tiefer in die Bücher steckten. Solche Streiche liebte der Sonnenstrahl; er hielt es stets mit uns Schülern. Auch auf diese kleine Zerstreuung durften wir an jenem Montage nicht zählen. Tripp – tripp – fielen die Tropfen aus der Dachtraufe auf das Pflaster; eine frostige, verstimmende Musik. Einige verdrossene Spatzen hüpfen über das Fensterbrett, und die kleinen, grauen Köpfe auf die Seite neigend, blinzelten sie mit den blanken Augenpünktchen gelangweilt zu uns herüber. Rings um mich saßen die Kameraden mit missmutigen Gesichtern. Die schwarzen Schulbänke mit ihren zahllosen Schnittwunden, der Lehrer mit seinem alten Rock, auf dem ich jeden Streifen des Musters kannte, mit seinem bleichen, sorgenvollen Gesichte, seinem tadellos geglätteten Haar, alles, alles war dazu angetan, ein Knabenherz trüb zu stimmen. Dazu noch der dumpfe Geruch nach alten Büchern und nassen Überrocken, der im Gemache waltete, das unbehagliche Gefühl, die Finger voller Tinte zu haben und mit dem Rockärmel den Staub vom Tische zu fegen, endlich das abgegriffene, befleckte Buch, in das man hineinschauen sollte, die Aussicht auf endlose Fragen nach *e verbo*, nach *consecutio temporum* – was weiß ich! Gewiss ist es, dass an jenem Montage eine sehr melancholische Lebensanschauung in den meisten Schülerherzen wohnte.

Xenophon wurde gelesen. Nun wissen wir, dass der weise Schüler des Sokrates wenig Ansehen in Schülerkreisen genießt. Weil er der erste griechische Autor ist, den wir lesen, so nennen wir anfangs zwar seinen Namen mit einigem Stolz: «Wir lesen Xenophons *«Anabasis»*» ist ein Satz, den man nicht ungern ausspricht, dazu ist *«Anabasis»* ein schönes, volltönendes Wort und klingt gar so griechisch. Auf die Dauer aber verstehen die Leiden der Zehntausend die Knabenfantasie nicht anzuregen, und sind wir erst zu anderen Autoren vorgeschritten, dann blicken wir mit entschiedener Verachtung auf die *«attische Biene»* nieder: «Er liest noch Xenophon» heißt so viel als: Er steht tief unter mir.

Meinem Nachbar auf der Schulbank war die Aufgabe zugefallen,

das berühmte 7. Kapitel des IV. Buches der «Anabasis» zu übersetzen. – Mit eintöniger, schläfriger Stimme, mit vielem Räuspern und häufigen Pausen trug er uns die schöne Erzählung vor, wie die Zehntausend, auf den Berg Teches gelangt, plötzlich das Meer vor sich sahen und in lauten Jubel ausbrachen.

Ich war entschlossen, nicht zuzuhören, mich um die ganze Geschichte gar nicht zu kümmern. Meine Aufmerksamkeit richtete sich ausschließlich auf einen Regentropfen, der langsam die Fensterscheibe hinabrann. Wird er unten ankommen oder nicht? Das schien mir eine wichtige Frage. Plötzlich schreckte mich ein Wort im Vortrage meines Kameraden aus meinen Beobachtungen auf.

«Sie hörten nun, wie die Soldaten: «Das Meer, das Meer!» riefen.» Ich schaute in das Buch. Ja! Da stand es, halb von einem Tintenfleck verdeckt, daneben der misslungene Versuch, das Profil des Lehrers mit stark verlängerter Nase zu skizzieren, da stand es, wie sie jubeln, «Thálatta, Thálatta!» rufen, wie sie sich umarmen, wie sie weinen. – Seltsam! Das gefiel mir, das schien nichts von dem Staub der Schulbank an sich zu haben. Es machte mir das Knabenherz weit. Thálatta, Thálatta! Welch ein würziger, lösender Hauch wehte mir aus diesem Worte entgegen! Das war Ferienlust! Das trug mich weit, weit aus der schläfrigen Schulstunde fort! ...

Da stand ich auf der Düne. Unter meinen nackten Füßen fühlte ich den warmen Sand; in meinen Haaren wühlte der Seewind, und vor mir lag das Meer, die weite blaue Fläche, ganz mit goldenen Sonnenflittern überstreut. Große, durchsichtige Wellen stiegen auf, warfen ihre weißen Schaummützen empor, und ein Jauchzen und Rauschen scholl herüber, dem ich schweigend, lächelnd, mit klopfendem Herzen lauschen musste. Hoch im lichtvollen Himmelsblau hing eine Möwe, eine zitternde weiße Flocke: «Gib Acht! Die sieht etwas. Gleich ist sie unten», sprach es neben mir mit heiserer Kinderstimme. Ja! Da stand des Strandwächters Lotte und schaute empor mit ihrem verständigen Bubengesichte, die runden, grünlichen Augen weit dem Sonnenstrahl geöffnet, das kurze, rote Haar im Winde flatternd. Jetzt schoss die Möwe pfeilschnell nieder, da – mitten in eine große Welle

hinein, und Lotte stieß einen gellenden Freudenschrei aus, den sie von den Möwen gelernt haben mochte.

«Die See ist gleich wieder da», sagte Lotte dann und deutete mit dem Mittelfinger auf das Meer hinab: «Wir müssen eilen, wenn wir noch hinauswollen.»

Hinaus mussten wir. Es war die tägliche Ferienarbeit, zu suchen und zu sammeln, was das Meer zurückließ; und endlich, welche Lust, sich langsam von der Flut an das Ufer zurückdrängen zu lassen – mühsam, den halben Leib im Wasser, mit den Wellen kämpfend.

«Fort!», rief Lotte und stürmte voran.

Es lief sich gut über den feuchten Sand. Der Boden wiegte sich sachte unter den Füßen; jeder Tritt verursachte ein kleines plätscherndes Geräusch und ließ eine Spur zurück, die sich mit Wasser füllte. Dort lagen die trägen Seesterne, zart gefärbt und glänzend, wie die Zuckerblume beim Bäcker oben im Städtchen; und Seegras – breite, kühle Bänder, die wir nur behutsam angriffen, denn die weichen, fetten Halme schienen etwas rätselhaft Lebendes. Rückten wir einen Stein von seiner Stelle, dann huschten die Seespinnen hervor, grünliche, durchsichtige Schattenwesen. Wir blieben stehen und lachten laut auf über diese seltsamen Ungeheuer, die so eifertig seitwärts dahinschlüpfen.

«Ins Wasser!», kommandierte Lotte.

Da waren die Wellen schon! Da überstürzten sie sich zischend und bedeckten den Sand mit ihrem Schaum, wie mit großen weißen Tüchern.

Anfangs stiegen wir nur zögernd in das rege Durcheinanderwogen. Das Wasser schlug kühl um unsere Füße, bedrückte ein wenig den Atem, und in das laute Rufen der Wellen mischten wir die hohen Noten unseres ausgelassenen Kinderlachens.

Das tolle Rennen und Springen der Wogen riss uns in seine Lust mit fort.

«Weiter, weiter!»

Lotte war stets die Verwegenere und mir ein gutes Stück voraus. Sie achtete nicht mehr auf ihr schlichtes Leinwandröckchen, sie ließ

sich ganz von den Wellen überdecken, sie schlug sich mit ihnen herum und stieß herbe, gellende Rufe aus, wie ein Seevogel.

Mit Vorliebe gingen wir in dem breiten Lichtwege einher, den die Sonne über das Wasser warf. Dort flatterte es glänzend an uns hinauf, ganz goldene Wellen kamen, um mit lustigem Funkeln über unseren Köpfen einzustürzen. Blieb ich einen Augenblick atemlos stehen, ein wenig auszuruhen, schaute ich hinaus auf das endlose Ineinanderspielen von Blau, Gold, Silber, dann legte es sich wie Bangigkeit auf das Kinderherz, eine Bangigkeit, die die Augen groß und ernst macht und die Lippen lächeln lässt. – «Sie kommt!», jubelte Lotte. – In der Tat, die Flut machte merkliche Fortschritte. Die Wellen wurden höher und rissen uns mächtig nach Osten hin.

«Halte dich tüchtig nach rechts», warnte ich.

«Wir haben noch Zeit!», meinte Lotte.

Die Schulbänke machen uns vorsichtig; so zog ich mich denn langsam zum Ufer zurück. Das Wasser trieb mich vor sich her. Die Wellen gaben mir kräftige Stöße in den Rücken. «Geschwind, ge-schwind!», schienen sie zu rufen und überspritzten mich mit Schaum. Sie erlaubten mir nicht, stille zu stehen. Geschwind, geschwind! Ich lief. – Ein wenig Furcht packte mich, so wild war die Jagd noch nie gewesen!

Jetzt war ich am Ufer! «Heute war es lustig», sagte ich mir und schöpfte tief Atem. Ich wandte mich um: «O! Lotte ist weit» – – – –

Die Gestalt des Mädchens schwankte noch zwischen den Wellen einher; jetzt ward sie hoch emporgehoben, sie streckte die Arme aus; ich glaubte ihr Lachen zu hören. Ich legte die Hand vor die Augen und schaute in den Glanz hinaus. Das rote Köpfchen tanzte lustig die Wellen entlang; es schien selbst ein Stück des regen Sonnengoldes zu sein, das allerort über das Wasser hinflirrte. Immer weiter zog es fort. Nur noch einen roten Punkt konnte ich sehen. Jetzt war auch dieser verschwunden. Da war er wieder! Dort auf der großen Welle! Nein, nur der Sonnenglanz! Aber hier – hier! Allerwärts tauchte Lottens Köpfchen auf, und immer wieder war es der Sonnenschein, das endlose Flimmern. Ein heller, durchdringender Ton schlug an mein Ohr. «Lotte!», rief ich. Eine Möwe antwortete mir aus der Höhe.

Wild und blank tummelten sich die Wellen durch einander, immer schneller und schneller. «Ge-schwind, ge-schwind!», riefen sie. Alles wogte, blitzte, tanzte vor meinen Augen. «Lotte!», rief ich noch einmal und sank dann still auf den Sand nieder.

Am anderen Tage fand man die Leiche des Mädchens, ich habe aber den Anblick nicht ertragen können; das war meine lustige Gespielin nicht mehr. Die Strandwächterin breitete ihre blaue Schürze über das arme, entstellte Gesicht. Sie hatte sich nicht genug nach rechts gehalten, sagte der Strandwächter, und damals habe ich ihn zum ersten Male weinen gesehen.

Xenophon mit seinem «Thálatta» hatte in mir all diese Erinnerungen wachgerufen, hatte mir schnell wieder die ganze traurige Geschichte von der Strandwächter-Lotte erzählt, und – nun ja – da kamen die zwei Tränen.

«Esel! Wie lange soll ich fragen?!», rief der Lehrer. Meine Kameraden schauten mich spöttisch an – und ich – schämte mich. Heute aber können sie es mir wohl glauben: Die zwei Tränen wurden nicht um den «Esel», sie wurden um die arme Lotte geweint!

Mit vierzehn Tagen Kündigung

«Es gibt mehr Ding' im Himmel und auf Erden, als Eure Schulweisheit sich träumen lässt.» Der arme Prinz Hamlet hatte recht! Wir brauchen oft nur in die Kammer unseres Nachbars hinüberzuspähen, um Dinge zu finden, über die wir im Kreise unserer aufgeklärten Freunde ungläubig die Achseln zucken. Wir sind heutzutage so klug, dass wir nicht gern von Erscheinungen reden, deren ausführliche Erklärung wir nicht zu geben vermögen. Dennoch gehört ein wenig romantischer Glaube dazu, um die Wirklichkeit ganz zu verstehen.

So ist es auch wahr, obgleich ich mit meinen skeptischen Café-Genossen nicht gern davon spreche – so ist es auch wahr, dass die gute Frau Pinapel ihren Tod um vierzehn Tage vorausgeahnt hat.

Mir gegenüber, dort jenseits des breiten, stillen Hofes, wohnte sie. Von meinem Schreibtische aus konnte ich ihr Fenster sehen, die weißen Spitzenvorhänge, die Geraniumbüsche und Rosenstöcke, die hohe Lehne ihres Sessels mit der Schlummerrolle aus bunter Seide und das friedliche, weiße Gesicht. Frau Pinapel pflegte beständig zu stricken, aber ihre Blicke schweiften über die krausen Blätter der Geranien zum Fenster hinaus und überwachten die gegenüberliegende Seite des Hauses. Mir schien es, als hätte sie den Sonnenschein gepachtet, denn die große weiße Haube hinter den Blumenstöcken schwebt mir stets überflutet von hellen Sonnenstrahlen vor.

An Tagen, an denen wir anderen vergeblich auf einen Lichtblick warteten, hing an der Hauben-Ruche der Frau Pinapel gewiss ein goldener Sonnenflitter. Ihr hat es aber keiner missgönnt; selbst Hausbewohner, die es sich sonst zur Ehre anrechneten, mit jedem ihrer Hausgenossen wenigstens einen Streit gehabt zu haben, sprachen mit Wohlwollen von der alten Frau im dritten Stock, und wer, an seinem Fenster stehend, dem Blick ihrer milden grauen Augen begegnete, nickte einen höflichen Gruß hinüber.

Sonst hatte ich Frau Pinapel nie auf der Stiege, im Hof oder gar auf der Straße gesehen; da traf ich sie eines Tages vor der Wohnung des Hausmeisters. Ihre Kleidung war äußerst festtäglich: Sie trug einen großen Hut, auf dem wunderlich vergilbte Rosen und welke Atlasmaschen saßen, und einen persischen Shawl, einen jener schönen Shawls aus der guten alten Zeit, die nie untergehen, mit einem großen Aufwand an türkischem Pfeffer und Moschus vor den Motten bewahrt werden und, wenn sie an einem Festtage ihren Kasten verlassen, einen scharfen Duft um sich verbreiten und mit ihren eingelegenen Falten, ihren verblichenen Arabesken, ihren längst vergessenen Mustern ein rührend verschollenes Aussehen im grellen Tageslichte annehmen. Frau Pinapel war in eifrigem Gespräch mit dem Hausmeister begriffen.

Als ich mich näherte, schwiegen beide. Indem Frau Pinapel meinen Gruß erwiderte, lächelte sie befangen; ein flüchtiges Erröten ergoss sich über das gute, alte Gesicht. Sie blickte unsicher zum Hausmeister hinüber. «Oh, Frau Pinapel», begann ich, «es ist das erste Mal, dass ich Sie zu einem Spaziergang gerüstet sehe.»

«Ja, heute wollte ich einen Gang tun. Sonst gehe ich nicht aus, aber heute ...» Sie schwieg und glättete liebevoll die Fransen ihres Shawls.

«Die Frau Pinapel will uns kündigen», versetzte der Hausmeister und kniff schalkhaft ein Auge ein.

«Nein, nein! Das hab ich nicht gesagt! Ich zieh nicht fort. Warum sollte ich!»

Seltsam war es, wie hilflos und verlegen uns die alte Frau ansah;

wie ein Kind, das fürchtet, von den Erwachsenen verlacht zu werden. «Der Hausmeister versteht mich wohl; er tut nur so», fuhr sie fort und blickte auf den Griff ihres Sonnenschirmes nieder, «ich habe es ihm gesagt, damit das hübsche Zimmer nicht leer stehe. Er soll sich ein wenig nach einer neuen Partei umtun. Mein Gott!, etwas Unrechtes ist nicht dabei.»

«Ach was!», meinte der Hausmeister, «Frau Pinapel bleiben noch lange bei uns. Mit dem Sterben ist's nicht wie mit dem Ausziehen, das man nur so mit vierzehn Tagen kündigen kann. Das kommt über einen jeden, heute oder morgen, aber vorher wissen, das gibt's nicht.»

«Doch, das gibt's» – Frau Pinapel nickte ernst – «mir ist es», fügte sie zögernd hinzu, «als müsste es in vierzehn Tagen geschehen, darum habe ich mit dem Hausmeister gesprochen. Ich weiß es wohl, steht ein gutes Zimmer leer, so verdrießt das. Um diese Zeit findet sich auch nicht leicht eine Partei; es ist besser, man sieht sich früher danach um. Nicht wahr? Kommt es dann über mich, nun, so ist nicht viel Aufenthalts. Die Leni lüftet das Zimmer, und die neue Partei kann gleich einziehen.»

Sie hielt inne. Da wir beide stumm und nachdenklich vor uns hinsahen, blickte sie uns ruhig und verwundert an. Es machte sie befangen, dass wir nichts sagten; sie rückte ihre Hutbänder zurecht, zog den Shawl über die Brust zusammen und lächelte: «Das ist's, das wollte ich gesagt haben. Ich gehe jetzt zur «roten Birne» hinaus. Mit meinem Seligen sind wir dort oft gesessen, das ist nun schon lange her. Einmal wollte ich noch hinausschauen. Suchen Sie eine ordentliche Partei, Hausmeister. Guten Tag.» Freundlich nickend, ging sie auf die Straße hinaus.

Der Hausmeister zuckte die Achseln: «Sie wird in vierzehn Tagen sterben, sie wird, sie tut's nicht anders; da kann man reden, was man will; sie weiß es.» Lachend ging er in seine Wohnung zurück. «Sie tut's nicht anders; sie weiß es», wiederholte er vor sich hin. In mir aber war plötzlich ein reges Interesse für die «rote Birne» erwacht; ich musste der alten Frau folgen.

Da ging sie vor mir her, die breite, leere Straße entlang, durch den grellen Nachmittags-Sonnenschein. Ein wenig schwankend und mühevoll war ihr Gang. Die blanken Atlasbänder des Hutes flatterten matt, und die ganze Gestalt sah wunderbar zerknittert und altmodisch aus, wie eine Puppe, mit der noch die Großmutter als Kind gespielt hat und die plötzlich aus dem vergessenen Winkel der Rumpelkammer in das helle Licht der Wohnstube gebracht wird. Der kleine Schusterbube, der an Frau Pinapel träge mit seinen Holzschuhen vorüberklapperte, musste etwas Ähnliches empfunden haben, denn er blieb stehen und sandte ihr das laute, unbarmherzige Kinderlachen nach.

Dort an der Ecke geriet sie mit dem Winde in Kampf, mit jenem tückischen Wiener Gesellen, der uns stets an irgendeiner Ecke auf lauert, um an uns zu zerren und zu zupfen. Der persische Shawl blähte sich, der große Hut begann zu schwanken, und die kleine, gebrechliche Frau schien fortgetrieben zu werden und dahinzufattern wie ein armer, kranker Vogel.

Die «rote Birne» machte keinen allzu günstigen Eindruck auf mich. Sie befand sich in einer entlegenen, engen Gasse. Auf dem unregelmäßigen Pflaster sonnten sich alte Schuhsohlen und Orangenschalen. Vor den Häusern saßen bleiche Kinder; die kleinen, unreinlichen Hände lässig über den Knien gefaltet, gaben sie sich melancholisch der Trägheit des schwülen Sommernachmittags hin. Die Glastür des Wirtshauses war offen. Auf der Schwelle stand der dicke Zahlkellner; die Hände in den Hosentaschen, die Beine auseinandergespreizt, das Haar, von dem eben beendeten Mittagsschlaf auf einem Gasthaustisch wirr an die eine Seite der Stirn geklebt, schaute er mit zusammengekniffenen Augen die Straße hinab. Als ich Anstalten machte, in das Gasthaus einzutreten, blickte er mich verächtlich an, rückte ein wenig zur Seite, um mir den Durchgang zu gestatten, und mir war es, als wollte er mich grüßen, die Faulheit übermannte ihn aber, und er brachte es nur zu einem matten: «Hab!» Drinnen im Gastzimmer waltete eine heiße, dumpfe Luft und der widrige Geruch nach kaltem Fett. Die gelben Vorhänge an den Fenstern waren geschlossen und

gönnten dem Gemach nur ein fahles, ärmliches Licht. Hie und da drang ein dicker, rotgoldener Sonnenstreifen durch eine Spalte und flimmerte auf der braunen Tapete und auf den rotgeblühten Tischtüchern. Dort in der Ecke schlief der kleine Bierkellner, die Arme auf den Tisch und den Kopf in die Arme gestützt. Am Tische nebenan saß ein alter Herr und schlief ebenfalls, die Zigarre schief in einem Mundwinkel, den Kopf an die Wand gelehnt, und im Hintergrunde, auf dem Buffet, mitten unter den Tellern und Gläsern, lag ein brauner Kopf mit glatten, stark geölten Locken, und wunderlich verschlafene Laute tönnten herüber. Dafür trieben aber die Fliegen ein besonders reges Wesen. Sie summten eifrig durcheinander, bald ärgerlich, bald eintönig forterzählend, sie stießen brummend an die Fensterscheiben, jagten sich durch die Luft, stritten um die Nase des schlafenden alten Herrn und feierten tolle Orgien in den Biergläsern und auf den Fettflecken der Tischtücher.

Ich setzte mich still an den nächsten Tisch. Diese schläfrige, unreinliche Umgebung bedrückte und verstimmte mich. Hier eine liebe Erinnerung aufzusuchen muss hart sein, sagte ich mir. Ich spähte umher. Wo war Frau Pinapel? Oh, dort in der Fensternische! Sie saß ganz gerade auf ihrem Stuhl; vor ihr stand ein Glas Bier, daneben lag der Geldbeutel aus blauer Seide. Ihre Blicke machten langsam die Runde durch das Gemach; sie ruhten auf dem angerauchten Papier der Tapete, auf den Tischen, den gelben Vorhängen; es lag in ihnen wie Liebkosung und Rührung. Dabei lächelte sie ein ernstes, feierliches Lächeln. Zuweilen nickte sie leise; dann sah sie wieder nachdenklich vor sich hin. Die grauen Augen waren feucht – feucht von den Tränen, die so bald die Augen alter Leute überfluten und sie mild und friedlich glänzen lassen. Ein Sonnenstrahl glitt über ihre bleiche Wange und lieh dem alten, faltigen Gesicht etwas von dem blonden Glanz der Jugend. Sie tat einen langen Zug aus dem Glase, langsam und sorgfältig, und als sie es niedergesetzt, lächelte sie wieder und blickte freundlich auf den leeren Stuhl ihr gegenüber. Jetzt, da das Bier ausgetrunken war, glaubte sie gehen zu müssen. Sie sah ängstlich zum schlafenden Kellner hinüber. Würde er es nicht übel

nehmen, wenn sie noch bliebe? Sie wollte gern noch bleiben, noch stille dasitzen und der hellen, längst vergangenen Liebes- und Jugendgeschichte nachträumen, die ihr dieses enge, dumpfe Gelass erzählte. Nun war es nicht mehr möglich. Der Zahlkellner trat in das Zimmer und betrachtete sie unzufrieden. Sie musste gehen! «Ich bitte, zahlen», flüsterte sie höflich.

«Zahlen!», schnarrte der Kellner und klapperte mit seinem Geldsack.

Frau Pinapel erkundigte sich gespannt nach dem Preise des Bieres und zählte das Geld aufmerksam auf den Tisch. Zwei Kreuzer Trinkgeld schob sie dem Kellner zu mit einem zufriedenen Lächeln, als wollte sie ihm eine besonders angenehme Überraschung bereiten; als aber die zwei Kreuzer ohne Dank im Geldsacke verschwanden, machte sie ein enttäushtes, ein wenig erschrockenes Gesicht: «Jetzt muss ich gehen», sagte sie und ordnete ihren Shawl. Sie hatte noch etwas auf dem Herzen. Der Kellner jedoch kam ihr so wenig entgegen; er stand vor ihr und sah sie mit seinen Fischaugen gleichgültig an. Es fiel ihr schwer: «Bitte, ich wollte nur fragen», begann sie, «stand früher nicht dort in jener Ecke auch ein Tisch?»

«Ja wohl», erwiderte der Kellner.

«Nicht wahr? Ich wusste es wohl, dort stand er. Ich danke.»

Der Kellner ließ sich zu der Erklärung herbei: «Wir haben ihn fortgetan; die Gäste klagten über Zugwind.»

Frau Pinapel schüttelte den Kopf: «Damals zog es nicht; nein! nicht im Geringsten.» Sie verneigte sich tief und flatterte fort.

Der Kellnerbube rief ihr halb im Schlaf ein: «Empfehl mich!» nach. Sie wandte sich um, nickte ihm zu: «Grüß dich Gott, mein Kind.» Dann sah sie noch einmal auf das Gemach zurück, ernst und innig, wie fromme Leute beim Verlassen der Kirche noch einen Blick auf den Altar werfen, um ein Stück Andacht auf die Straße mit hinaus zu nehmen.

Als sie an mir vorüberging, erkannte sie mich. Sie grüßte betroffen, und ihre eingefallenen Wangen erröteten, wie die Wangen eines Mädchens, das ihr Liebesgeheimnis entdeckt sieht.

Ich weiß es nicht, ob Frau Pinapel die vierzehn Tage genau eingehalten hat; um vieles hat sie sich aber nicht verrechnet. Auf ihrem Fenster liegt auch heute voller, lustiger Sonnenschein, es ist weit geöffnet. Die Leni lüftet das Zimmer. Die neue Partei kann gleich einziehen.

Das Sterben. Ein Sommerbild

Die alte Lise konnte heuer bei der Ernte nicht mittun; seit siebzig Jahren zum ersten Male, denn sie war schon mit acht Jahren eine Arbeiterin gewesen, die mitzählte; noch voriges Jahr hatte sie mehr Garben gebunden als die anderen, die jungen Weiber. Wenn alle anderen über die große Hitze klagten, hatte die alte Lise behaglich mit den knochigen Schultern gezuckt und gemeint: «Mir ist grade recht. Für einen alten Menschen ist's nie warm genug.» Dabei ging ihr die Arbeit um Mittagszeit so gut vonstatten wie um Sonnenaufgang.

Der letzte Winter jedoch hatte der zähen Kraft der Greisin hart zugesetzt. Sie wollte es anfangs nicht zugeben, dass ihr Körper sie im Stich ließ, dass sie es den Jungen nicht mehr gleich oder gar zuvortun konnte.

«Sitzen Sie ruhig zu Hause, Mutter», sagte der Bauer, wenn die Alte klagte, dass es mit dem Holzauflesen nicht mehr gehen wolle. «Der Mensch dauert ja nicht ewig. Mit achtundsiebzig Jahren geht es eben zu Ende. Man kann nicht immer so fortarbeiten.»

Die Alte schüttelte den Kopf. «Nein, nein! Meine Mutter hat bis zu ihrem fünfundachtzigsten Jahre gearbeitet.»

«Ja», meinte der Bauer, «was kann man da sagen! Der eine hält längere, der andere kürzere Zeit aus. Wie's kommt! Und wir sind, Gott sei Dank, nicht so gestellt, dass wir ohne Ihre Arbeit darben müss-

ten»; dabei lachte er, die Pfeife fest zwischen die Zähne geklemmt, wohligh in sich hinein, stolz auf seine Wohlhabenheit. Mit solch einem Bauernhof kann man es schon verlangen, dass die Alte die Hände in den Schoß legt und ruhig auf den Tod wartet; nicht wahr?

Sterben – gut. Das versteht sich von selbst. Man legt sich auf sein Bett und stirbt; das ist in der Ordnung; aber auf den Tod warten, müßig sein, husten, bei jedem zehnten Schritt nach Luft schnappen müssen, wozu ist das gut? Das fiel der alten Lise sehr schwer. Während die anderen die Frühjahrsarbeit besorgten, musste sie zu Hause bleiben, als ginge sie all das nichts mehr an. Vom Sommer hatte sie sich Besserung versprochen; bei der Ernte wollte sie wieder dabei sein, dachte sie sich, obgleich sie es sich nicht auszusprechen getraute; sie schämte sich vor den anderen, weil sie an ihren Tod nicht glauben mochte.

Aber auch der Sommer brachte die erhoffte Stärkung nicht. Die Alte saß in ihrem Winkel, ließ sich von der Sonne wärmen, und ihre einzige Arbeit war das Atmen, eine schwere, mühsame Arbeit. Wie müde das den alten Körper macht, sich das bisschen Luft zu verschaffen! Für die Hausgenossen war die Mutter nun die alte, unnütze Sache geworden, der man einige Pflege angedeihen ließ, wenn man gerade Zeit dazu hatte, die man sonst aber in ihre Ecke stellte, ohne sie viel zu beachten, wartend, dass die Zeit käme, sie ganz fortzustellen.

Wer kann sich während der Ernte viel um alte Leute kümmern! Am Morgen stellt die Bäuerin Wasser und Essen an das Bett der Mutter, ein Kranker isst ja ohnehin nicht viel, und dann ging alles auf das Feld hinaus. Dem jüngsten, der kleinen Grethe, wurde aufgetragen, achtzugeben, ob die Mutter nicht rufen würde.

Da lag die alte Lise auf ihrem Bett in der niederen Bauernstube, das Kopftuch tief in die Stirne gezogen, die Arme gerade am Körper anliegend, die Decke bis zum Kinn emporgezogen, und schlief, gelb und regungslos wie eine Tote. Als sie erwachte, drehte sie sich ein wenig auf die Seite und schaute nach den Sonnenstrahlen auf der Wand: «Es muss sieben Uhr sein», sagte sie sich. Die Außentür stand offen. Draußen, auf dem Sandhaufen vor dem Hause, saß die kleine

Grethe, trommelte mit einem Stöckchen auf einem umgestülpten Wasserkübel und sang, den blonden Kopf zurückgeworfen, aus Leibeskräften. «Rei-rai-raa, tai-tai-taa.» Auf der Türschwelle stand die gelbe Henne, bog den Kopf zur Seite und gluckste leise, während hinter ihr her die Küchlein, eine Schar gelber Kugeln, in das Zimmer rollten. Von der anderen Seite des Hauses aber kam ein helles, regelmäßiges Tönen herüber. Die Alte hob den Kopf und horchte. Das war das Mähen. Der Ton sagte ihr ganz genau, wo gearbeitet ward: «Jetzt sind sie hinter dem Hause auf dem Hügel; bis zu Mittag werden sie bis zur Eiche unten am Abhange kommen. Ja, ja! Gut soll die Ernte heuer sein, hat der Bauer gestern noch gesagt.» Müde ließ sie den Kopf auf das Kissen zurücksinken und schloss die Augen. Im Halbschlummer sah sie genau das Feld vor sich, auf welchem gearbeitet wurde, den niedrigen, sonnbeschieneenen Hügel, den Bauer in seiner weißen Leinwandhose, vormähend, die Arbeiter hinter ihm, weiter fort die Weiber mit den Rechen, am Abhange unten die Eiche, deren abgestorbener Wipfel wie ein grauer Spieß in das Himmelsblau hineinsticht, und unten im Schatten, auf dem Rasen, die gelben Holznapfe mit dem Mittagmahl und das Brot, in weiße Tücher eingeschlagen. Die alte Lise sah das alles ganz deutlich, im Traume war sie mit dabei.

Ein Hustenanfall weckte sie wieder. Sie griff nach dem Wasserkrug und trank. Dann hüllte sie sich fester in die Bettdecke; es fror sie, Hände und Füße waren wie erstarrt. Jetzt musste es Mittag sein, das sah sie an dem grellen Licht, das auf den Fliesen des Fußbodens lag. Die Henne hat sich vor der Mittagsonne in den Schatten unter die Ofenbank geflüchtet; man hörte nur zuweilen das Rascheln ihrer Flügel, wenn die Küchlein unter denselben unruhig wurden. Fliegen schwirrten hart unter der Zimmerdecke hin und her; ihnen tat der Sonnenschein wohl, und ihr stetiges Summen klang wie das Sieden und Kochen dieser heißen Stunde.

Draußen war es still geworden; die Arbeiter hielten wohl unter der Eiche ihre Mittagsruhe. Auch Grethe saß nicht mehr auf ihrem Sandhaufen. Mein Gott, so ein Kind! Das will auch nicht zu Hause sitzen, noch dazu um die Erntezeit, da am Feldrain unbeaufsichtigte Grütz-

eimer und Butternäpfe stehen. Die Alte richtete sich auf. Sie hatte im Traum so eifrig mitgearbeitet, und etwas von der langgewohnten, rüstigen Lebensempfindung, die der Traum gebracht, dauerte noch fort in dem frierenden, zitternden Körper der Sterbenden: «Draußen muss es wärmer sein», sagte sie sich. «Es ist ja auch gleichgültig, wo man liegt. Ich habe oft genug unter der Eiche geschlafen. Ja, ja! Dort muss es wärmer sein.» Aber es war die plötzlich erwachende Sehnsucht, noch am Leben teilzunehmen, von der die Alte hinausgetrieben ward, denn wo war denn sonst Leben, wenn nicht auf dem Felde, dort, wo man arbeitet?

Das Aufstehen war schwer, das Gehen noch schwerer. Auf einen Stock gestützt, kroch die Alte stöhnend zur Tür. Die Henne unter der Ofenbank stieß einen gedehnten schläfrigen Laut aus und verdrehte gelangweilt die rotgoldenen Augen, als dächte auch sie: «Alte Menschen sollen ruhig im Bett liegen. Der Mensch dauert nicht ewig.» Die alte Lise wusste das wohl, sie wollte ja auch nicht ewig dauern; nur ein wenig wollte sie noch das Feld sehen, die Sensen hören. Vor der Haustür blieb sie stehen und keuchte, dabei schloss sie die Augen, denn das Licht tat ihr weh. Aber sie erholte sich wieder und ging weiter – am Schweinestall – an den Salatbeeten vorüber – jetzt war sie auf dem Felde; da standen die Korngarben schon vor ihr. Es schwindelte ihr – der Husten schüttelte sie – sie konnte nicht weiter und fiel stöhnend auf eine der Garben nieder.

Die Halme waren heiß von der Sonne und dufteten stark; die Alte streckte sich auf ihnen aus. Die Anstrengung hatte sie ganz niedergeworfen; sie röchelte, Schweiß auf der Stirne, und rang nach Luft: «Der Tod, der Tod!», stöhnte sie. Die Mittagssonne jedoch tat ihr für einen Augenblick gut. Sie wurde ruhiger, öffnete die Augen; sie erkannte wieder alles um sie her. Dieses war das Feld, das sie vorgestern abgemäht hatten. Dort drüben waren die Felder des Gutsherrn. Diese weiten blonden Flächen glänzten und sprühten wie Atlas. Auf dem Hügel die grüne Insel war der Friedhof; die Augen der Sterbenden unterschieden deutlich zwischen den Bäumen das graue Schindeldach des Glockenhäuschens. Weiter fort die Birkenallee, wie ein

langer, grüner Schleier auf weißen Stäben ruhend. Ja, die alte Lise kannte dort überall jeden Stein und jeden Strauch, und kam nun der Tod wirklich, dann musste sie fort, sah all das nicht mehr. Das ging ihr nicht in den Kopf. Ja, was dann? Ein Toter ist fort. Aber wo ist er? Ein Frost schüttelte ihr die Glieder. Sie drückte sich fester in die Halme. Sie war stets eine gute Christin gewesen, Gott wird sie wohl annehmen; aber – wenn auch! Hier kannte sie alles von Jugend auf, und dort ist man doch fremd, es ist doch nicht wie zu Hause. Sie seufzte. Es war da nichts zu machen, aber das Herz war ihr sehr schwer. Achtundsiebzig Jahre war sie hier hin und her gegangen, hatte sie diese Bäume, diese Plätze gesehen, diese Felder gepflegt, ohne besonders an sie zu denken, und heute stellten sie sich alle so gegenständlich und selbständig vor sie hin, wie etwas, das bleibt, wenn auch die alte Lise nicht mehr ist. Ach Gott! Die durften leben – und sie? Was ist denn ein Toter? Nichts. Man ist bei Gott. Ja, ja! Aber doch nichts, wenigstens für die auf der Erde. Es war, als schämte sich die Alte der lebensfrohen Natur gegenüber ihres Sterbens. Was da lebt, bekümmert sich nicht um die Alte, die fort muss. Das besorgt seine Ernten, das grünt, das singt. Das Lärmen der Feldgrillen und Lerchen ringsum schrillte ihr wie ein hochmütiges Prahlen mit Leben in die Ohren. Sie gehörte nicht mehr dazu. Sie wollte beten. Mühsam faltete sie die steifen, kalten Finger ineinander und bewegte die Lippen: «Vater unser, der du bist im Himmel»; aber die Gedanken vergingen ihr, sie meinte, sie werde einschlafen, und davor fürchtete sie sich. Auf ihrem Rocke saß eine Heuschrecke, eines jener grünen Ungeheuer, wie die Alte sie oft während der Mittagsrast zwischen ihre harten Finger genommen hatte, um zu sehen, wie das Tier mit den langen Beinen zappelt. Heute saß die Heuschrecke ungestört auf dem Rock der alten Lise und bewegte den abenteuerlichen, grünen Kopf. Die Sterbende blickte das Tier misstrauisch und ärgerlich an; plötzlich fuhr sie mit der Hand nach ihm und überdeckte es. Es sollte spüren, dass sie noch nicht so tot sei, dass man auf ihr umherhüpfen durfte. Dann aber legte sich ein dunkler Schleier über ihre Augen, und ihr ward, als müsse sie mit aller Kraft gegen etwas ankämpfen. Sie rang

nach Luft; der dürre, sehnige Körper zuckte; die trübblauen Augen starrten regungslos in die Sonne. Einmal bewegten sich noch die Lippen und flüsterten: «Was zu schwer ist, ist zu schwer», wie ein Arbeiter, der sich vergebens abmüht, eine große Last zu heben, und endlich mutlos davon absteht. Dann streckten sich die Glieder, dass die Halme raschelten.

Als die Leute von der Arbeit heimkamen, fanden sie die Alte tot auf einer Korngarbe liegen: «Hat die hier heraus müssen, um zu sterben», meinte der Bauer und lachte gerührt. Die Arbeiter hoben die Leiche auf, um sie fortzutragen. Die rechte Hand der Toten, die flach auf ihrem Beine ruhte, glitt dabei herab, und eine Heuschrecke sprang unter ihr hervor. «Seht doch», sagte einer der Knechte, «was die Alte noch im Sterben erwischt hat!» Die kleine Grethe wollte das Tier fangen, aber die Bäuerin wehrte ihr: «Lass!», sagte sie ernst und geheimnisvoll. So trugen sie die alte Lise in das Haus. Der Bauer blieb zurück und schüttelte die zerdrückte Garbe wieder zurecht; dann schritt er quer über die Stoppelfelder zum Friedhof hinauf, um für die Alte die Totenglocke zu ziehen.

Grüß Gott, Sonne!

Die Vroni hatte beschlossen zu sterben. Während sie im Geschäft die Federn und Blumen in die Pappschachtel packte, um heimzugehen, war es ihr klar geworden. Wenn ein armes Mädchen einen Schatz hat, und der verlässt es und geht schon den dritten Sonntag mit der schwarzen Lena ins Wirtshaus, dann bleibt eben nichts übrig als der Tod, nicht wahr? Das Weinen und Sich-Härmen hatte Vroni satt. Mit der Eifersucht, die ihr wie eine Krankheit am Herzen fraß, weiterleben, war nicht möglich. Ernst band Vroni die Schnur um die Schachtel, nickte der Dame an der Kasse einen «Guten Abend» zu und ging in den Frühlingsabend hinaus. Fest in die helle Sommerjacke geknöpft, blonde, flatternde Löckchen auf der Stirn, wand sie sich flink durch das Gedränge. Auf dem Weg in die Vorstadt hinaus dachte sie über ihren Entschluss nicht nach; wozu auch? Der stand fest, und damit war's gut! Fleißig schaute sie nach rechts und links; ab und zu grüßte sie mit dem kurzen, lustigen Nicken der Münchner Mädchen, und als ein Berauschter an ihr vorübertaumelte, sandte sie ihm das rücksichtslose Lachen des Vorstadtkindes nach.

Jetzt war sie zu Hause und sprang leicht die vier Treppen zu ihrer Wohnung hinauf. Ihrer Zimmerfrau rief sie ein helles «Grüß Gott, Frau Nestelmeyer!» zu, dann verschloss sie sich in ihrem Stübchen. Nachdem sie ordentlich, wie jeden Abend, Hut und Jacke beiseitelegt,

holte sie ein Fläschchen aus dem Kasten und setzte es auf den Tisch. Das hatte Frau Nestelmeyer ihr gegen Zahnweh gegeben. Viel war nicht darin, aber es trug einen Zettel mit einem Kreuz, einen Totenkopf unter dem Worte: «Gift» – da mussten wenige Tropfen genügen. So! Nun war sie fertig. Sie sann einen Augenblick: «Nachtessen!» Nein, wenn einer stirbt, braucht er kein Nachtessen. Das war selbstverständlich; allein es überlief Vroni bei diesem Gedanken doch so kalt. Sie fand es nun dumpf im Stübchen und öffnete das Fenster. Die Abendluft tat wohl. Vroni legte sich in das Fenster und schaute hinaus; sie hatte ja noch Zeit. Die Frühlingsdämmerung lag grau über den Dächern, auf der Straße erwachten die Gasflammen, eine Reihe gelber Lichtpünktchen, und oben, am bleichen Himmel, blinkte ein Stern mit weißem, unruhigem Glanz. Ein feuchtes Wehen kam aus der Ferne, die, von Nebel und Zwielflicht verhangen, so unendlich und geheimnisvoll erschien. Und Vroni war es, als weitete sich auch ihre Seele, die enge, heiße Mädchenseele, in der die törichten Liebeschmerzen summten, wie Sommerfliegen, die sich in einer Tulpe gefangen haben. Sie fühlte sich so ganz allein diesem großen Schweigen und dem im Blau verlorenen Sterne gegenüber. Ja! So muss der Tod sein – so einsam und still und unendlich! Tiefes Mitleid mit sich selbst stieg in Vroni auf. Bleich und regungslos würden sie sie morgen finden; sie würden Blumen bringen und weinen, und er würde wohl wissen, wer sie da hineingetrieben.

Von unten aus der Finsternis stieg jetzt ein süßer, schwüler Duft auf. Dort musste wohl in der Nacht etwas erblüht sein. Dieses Dufte brachte Vroni wieder zur Erde und ihrem Kummer zurück. Sie dachte an Lena, an den Verrat ihrer Liebe und schluchzte vor Zorn und Eifersucht. Das müsste ein Ende nehmen; sie war zu unglücklich! Sie griff nach dem Fläschchen und leerte es auf einen Zug. Eine Weile stand sie regungslos da und wartete: «Der Tod kommt nicht so schnell», sagte sie sich, sie hatte noch Zeit, sich niederzulegen.

Vroni lag nun auf ihrem Bette und horchte in sich hinein, ob die unheimliche, rätselhafte Arbeit des Sterbens in ihr beginne. Es war doch wunderbar, so still dazuliegen und zu warten. Was wird

geschehen? Sie werden sie aufbahren und zum Friedhof hinaustragen; gut! Das war denkbar. Aber wo war sie, die Vroni, dann? Nicht leben – nicht mehr sein – wie ist das? Das arme Mädchen, allein in der stillen, finstern Stube vor dieses furchtbare Rätsel gestellt, ihm anheimgegeben, ward von entsetztem Bangen erfasst. Die Jugend in Vroni bäumte sich dagegen auf. Geängstigt wollte Vroni aufspringen, Frau Nestelmeyer rufen, doch dann kam es wie müde Mutlosigkeit über sie; die Glieder waren so schwer, die Augen fielen ihr zu: «Es hilft nichts, da kommt er schon, der Tod; da kommt er!», wiederholte sie matt, und es war ihr, als würde sie fortgetragen von einem grauen, weichen Nebelstrom, fort in farblose Dämmerung. Häuser, Straßen zogen vorüber, aber lichtlos und zerfließend; eine Welt von Nebel und Spinnweb. Vroni kämpfte dagegen an; sie wollte nicht mit; sie öffnete halb die Augen. Ja! Da war noch ihr Stübchen, aber auch dieses schien fremd und wesenlos. Vroni seufzte: «Also das war das Sterben!» Oder war sie schon gestorben? Eine widerstandslose Schlawheit kam über sie, und die tat wohl. «Heilige Maria, bitt für uns!», betete sie. Über ihr, über der grauen Welt stand der Stern, und – da war auch die Muttergottes im blauen Mantel drüben von der Kirche, zu der Vroni das Wachsherz hinausgetragen hatte. Licht und rosig stand sie unter dem Stern, jetzt aber sank Vroni; schnell ging es abwärts. Der Stern und die Muttergottes wurden ganz klein, – hinab – hinab – und es wurde so finster und kühl; das war der Tod.

Vroni schauerte in sich zusammen, sie fühlte es kalt über Arme und Brust hinstreichen und erwachte. Grelles, rotes Licht umflimmerte sie. Sie schloss die Augen wieder und lag regungslos da. Der Kopf schmerzte, und die Glieder waren wie zerschlagen, als hätte sie einen weiten Weg gemacht. Es schien ihr auch, als wäre sie weit fortgewesen und als könnte sie sich nicht mehr zurechtfinden. Etwas Trauriges war geschehen; was war es? Vroni schlug wieder die Augen auf. Allenthalben noch das rote Licht, auf den Wänden, auf der Bettdecke, auf dem Polster neben ihr, und dort auf dem Tische blinkte etwas wie ein Rubin – ein leeres Fläschchen. – Oh! Jetzt wusste Vroni alles!

Sie hatte sterben wollen. War sie nicht tot? Warum lebte sie noch? Es war ihr doch, als ob alles aus gewesen wäre. Sinnend blinzelte sie in die Morgensonne und wusste nicht, wie ihr ward. Doch plötzlich erfasste sie eine köstliche Unruhe, wie eine warme Welle jungen Blutes ergoss es sich über ihr Herz: «Ich lebe!», jauchzte sie auf, sprang aus dem Bette und stürzte an das Fenster. Da stand die Sonne, eine mächtige purpurne Kugel, und um sie her, hoch am klaren Himmel, hingen verstreute Wölkchen, rosig angeleuchtet, dass sie wie ausgelassene Engelkinder ausschauten, welche im glashellen Blau schwimmen. Der Morgenwind kam und brachte die Düfte all der tauigen Gärten mit, über die er hingestrichen. Unter dem Fenster aber hatte sich über Nacht ein kleiner, im Gemäuer verlorener Fliederstrauch über und über mit blauen Blüten bedeckt. Vroni hob ihre nackten Arme in den Sonnenschein hinauf; sie lachte über das ganze Gesicht und rief: «Grüß Gott, Sonne!»

Von der Straße schaute ein Vorübergehender verwundert zu dem Mädchen hinauf, das ganz in Morgenlicht gebadet, lachend der Sonne die Arme entgegenstreckte; er musste auch lachen und antwortete: «Grüß Gott!»

Grüne Chartreuse

Das Nachtmahl war beendet. Der lange Fritz, mit dem blassen, diskreten Gesichte, servierte den Kaffee und die Liqueurflasche; dann schloss er lautlos hinter sich die Türe.

Miezi und Egon, in ihre Sessel zurückgelehnt, schwiegen beide. Egon blies nachdenklich den Rauch seiner Zigarette vor sich hin. Er fand, dass sich plötzlich etwas wie Müdigkeit, fast wie Traurigkeit, über dieses Restaurationskabinett breitete, mit seinen fest zugezogenen gelben Vorhängen, hinter denen der Regen an die Scheiben klopfte, mit seiner vornehmen Stille und der schwülen Luft, die nach Zigaretten und New-mown-hay roch. Seltsam! Vor wenig Wochen noch hätte der Gedanke, mit Miezi hier so vertraut und allein zu sitzen, ihn eine Seligkeit gedünkt. Gott! Wie krank vor Liebe war er damals gewesen! Und nun, da diese gefeierte, vielbegehrte, grausame Miezi sein war, nun diese Stimmung! Sinnend schaute er das Bild an, das der große Spiegel dort an der Wand ihm zeigte. Da lag er selbst im Sessel. Wie schmal er in dem schwarzen Gesellschaftsanzuge ausschaute! Wie bleich und müde das regelmäßige Gesicht sich gegen die Stuhllehne stützte. Das Leben genießen ist nicht immer eine leichte Arbeit, das, fand Egon, sah man ihm an. Und neben ihm Miezi; die Arme lagen schlaff auf den Seitenlehnen des Sessels. Den Kopf hatte sie ein wenig zurückgebogen; die Lampen des

Kronleuchters badeten ihr Gesicht in grellem Lichte, das es wunderbar weiß erscheinen ließ und der Haut einen matten Schmelz, etwas Überzartes verlieh unter dem sanften Flimmern der aschblonden Haare. Miezi schaute aus wie etwas sehr Kostbares und sehr Zerbrechliches; wie eine fremde, weiße Treibhausblume. Ihre Augen blickten starr empor, wie in tiefe und nicht lästige Gedanken versunken: «Was ihr nur heute sein mag?», sagte sich Egon. «Oh! Ich sehe! Sie wird gefühlvoll, und dann kommt die Lebensgeschichte!» Er kannte sie, diese oft erzählte, wunderliche Geschichte, voll großer Namen und großer Geldsummen, und die jedes Mal ein wenig anders lautete. Da kam ein Schloss vor, auf dem Miezi geboren war; eine Kindheit voll vornehmer Unschuld; endlich ein russischer oder serbischer Fürst, der Miezi entführte, eine Geldkatastrophe in Monte-Carlo ... Dann schob Miezi wohl gerne am linken Arm das Armband ein wenig hinauf und zeigte eine kleine, rote Narbe. Da hatte sie mit der Schere hineingestochen, als er sie verließ und sie sterben wollte. Ach ja! Wenn Miezi das erzählte, sah sie stets so hübsch sentimental aus, ... aber – Egon hatte die Geschichte schon so oft gehört und sie blieb doch so nebelhaft!

Miezi beugte sich jetzt vor, ergriff ihr Liqueurglas und nippte daran mit gespitzten Lippen; dann, Egon über das Glas hin anschauend, sagte sie ernst: «Das schmeckt nach Wald!»

«Ach ja, der Wald!», rief Egon gefühlvoll und trank sein Glas langsam aus: «Wer jetzt dort sein könnte – tief drinnen – allein mit ihm!»

Miezi sah Egon scharf an, dabei lag es wie Spott um ihre Lippen und in ihren Augen: «Geh! Was weiß so einer wie du vom Walde!»

«Ich!», erwiderte Egon und lächelte wehmütig. «Der Wald bedeutet für mich die Kindheit – die Jugend – Glück; ja, das einzige, ungeprübte Glück! Wenn ich so von Hause durchbrennen konnte und von der Chaussee ab in den Wald bog, immer geradeaus über die glatten, braunen Tannennadeln, zwischen den Tannen durch, die mir das Gesicht wie mit kleinen, kühlen Nägeln zerkratzten, das war Glück. Das verstehst du natürlich nicht; aber so ist es. Auf der kleinen Lichtung, die gelb vom Sonnenschein dalag, warf ich mich in das Moos,

glatt auf den Bauch und trank den Duft der sonnenwarmen Tage und dachte an nichts und fühlte mich unbändig wohl. Wenn dann die Libellen sich auf meine Brust setzten und die Hummel dicht über mein Gesicht hinläutete, dann fühlte ich, dass ich zu ihm, dem Walde, gehörte – zu der Gesellschaft der Tannen und Hasen, und das machte mich stolz.»

Egon schwieg eine Weile, in seine Waldvision versunken, bis Miezi ihn mit einem scharfen: «Nun, und dann?» weckte.

«Ja, das war Leben!», fuhr Egon fort. «Alles, was später kam, war doch nur so zusammengedacht und nachgebildet; ja alles – selbst du, Miezi; denn auch die Liebe versteht der Wald besser. Im Frühling weht im Walde eine so mächtige Liebeslust, da muss ein jeder das Lieben lernen. Hier lockt der Haselhahn, auf dem trockenen Eichenwipfel girt der Täuberich, von der Wiese klingt das tolle Lied des Birkhahns herüber; und erst des Abends, wenn der Himmel blass und silbern wird und es weiß aus dem Sumpfe aufsteigt, dann kommt es über die Waldwipfel einsam und schwarz mit feuchtem, wohligem Quarren herangeflogen, die Waldschnepfe, die in der Dämmerung auf Liebesabenteuer ausgeht. Siehst du, da kann keiner allein bleiben; ein jeder muss mittun und sich nach einer umsehen.»

«Nun und?», fragte Miezi wieder spöttisch.

Egon lächelte seiner Erinnerung zu: «Nun ja, natürlich; ich sah mich um und fand die Lisei. Sie stand gerade mit hochgeschürztem Röckchen im Bach und fing Forellen. Die gelben Haare fielen ihr in Strähnen in das schmale, wilde Gesichtchen – und alles war so blank in der Abendsonne – das Wasser und das Haar und die braunen Arme der Lisei; das Gold floss nur so an dem Mädels nieder. Da sprang ich denn zu ihr in das Wasser, mitten in all den Glanz hinein. Ja, das ist nun alles vorüber!», schloss Egon melancholisch. »Die Lisei hat wohl ihren langen Waldhüter genommen. Ich habe sie nicht mehr wiedergesehen. Wozu? Es ist doch alles vorüber.»

«Oh! recht hat sie gehabt, die Lisei», sagte Miezi und lachte dabei höhnisch und böse.

«Du spottest darüber», meinte Egon, «natürlich. Für dich ist der

Wald ja nur eine Dekoration; etwas, das keine Seele hat. Du kennst ihn nicht.»

Wieder lachte Miezi erregt: «Ich kann mir's denken, wie der Wald und die Lisei sich über so 'n junges Herrchen gefreut haben werden, das einmal seinem Hofmeister durchgeht, um die Nase ins Grüne hinauszustecken! Was so einer vom Walde weiß! – Da muss einer frühmorgens, wenn der Himmel noch rot ist, mit den Schafen in den Wald. Kalt ist's dann freilich. Das Moos ist noch steif von Reif und knistert wie Seide. Ja, und dann den ganzen Tag im Walde, jahraus, jahrein; da kann einer den Wald verstehen. Ich war so klein, als ich anfang, die Schafe in den Wald zu treiben, dass ich in der großen, rundgebogenen Wurzel meiner alten Tanne ausgestreckt liegen konnte wie in einem Bett. Später, da ging das nicht mehr. Der Friedel wollte die Wurzel durchhauen, damit ich darin sitzen könnte; das litt ich aber nicht. An meine Tanne durfte keiner rühren.»

«Ein Friedel war da auch!», warf Egon verwundert ein.

«Ja, der Friedel vom Steinhofbauern», sagte Miezi, als müsste das ein jeder wissen: «Der Wald war meine Stube. Am Morgen sprachen die Bäume alle durcheinander. Die großen hatten ruhige, tiefe Stimmen, aber das Unterholz wisperte so fahrig drein. Um Mittagszeit schliefen wir, die Bäume und ich. Am Abend aber, wenn der Himmel blank durch die Stämme leuchtete, dann fingen sie wieder an, aber anders als am Morgen, größer, heiliger war dann das Rauschen. Ich vergaß mit dem Zuhören das Heimtreiben; erst wenn der Igel auf der Mäusejagd an mir vorüberging, besann ich mich darauf, dass es spät war. Unseren Gendarm nannte der Friedel «den Igel.» Miezi lachte ein frohes, kindliches Lachen. «Jesus!», fuhr sie fort, langsam, wie im Traume, sprechend: «War der Friedel ein närrischer Bub! Eines Abends, es war das letzte Jahr, als wir die Schafe heimtrieben, fasste er mich um, hob mich auf und wollte mich bis an unseren Gartenzaun tragen. Ich hab mich gewehrt; ich hab ihn gebissen und gekratzt; der Friedel aber war stark. Er trug mich bis an den Gartenzaun und setzte mich mitten in das Mohnbeet hinein, dass ich ganz nass vom Tau wurde ... Und dann, weil ich den Wald gern bei Nacht sehen wollte,

sagte der Friedel, ich solle nur kommen, er wolle mich dort erwarten. So bin ich denn fort, als die anderen schliefen. Zwischen den Äckern und in der Birkenschonung, da ging es, da war es hell; aber im Walde wurde es ganz finster, und die Tannen sahen schwarz und fremd aus und fassten sich feucht und kalt an, so dass ich sie nicht mehr kannte. Und auf den Zweigen saßen die Nachtraben und schnarrten und klatschten mit den Flügeln, als wollten sie mich foppen. Gott, die Angst! Und als die Eule zu rufen begann, so traurig, als geschähe ihr ein großes Leid, da lief ich – ich wusste nicht wohin –, ich lief, bis ich über eine Wurzel stolperte und niederfiel. Da lag ich nun und wagte nicht, mich zu regen. Plötzlich hörte ich es über mir rauschen – ganz tief und ernst; das klang wie: «ruhig, ruhig, ruhig». Die Stimme kannte ich; das war ja meine alte Tanne. Ich drückte mich an ihren Stamm, ich griff nach einem niederhängenden Zweige wie nach einer lieben Hand und sagte: «Du bist's, nun ist's gut!» Da lachte der Friedel hinter mir im Dunkeln und sagte: «Und so ist's besser!» und hob mich zu sich auf, der schlimme Bub.» Miezi schwieg und schaute vor sich hin, als blickte sie auf etwas, das sehr weit fort läge.

«Ich wollte, ich wäre damals bei dir gewesen», sagte Egon zärtlich.

«Du!», erwiderte Miezi und sah ihn feindselig an. «Dich konnte ich damals nicht brauchen!»

«Aber das Schloss, Miezi, und der russische Fürst!», wandte Egon erstaunt ein.

«Geh!», sagte Miezi. «Was gehen mich deine dummen Schlösser und Fürsten an!» Dabei legte sie die Hand über die Augen und weinte.

Die Soldaten-Kersta

Es hatte angefangen ein wenig zu tauen. Der Novemberschnee auf dem Kirchenwege war nass, und der schwere Schlitten bewegte sich springend und rüttelnd vorwärts. Vier Rekrutenweiber saßen in ihm: Marri, Katte, Ilse und Kersta, die Tochter der Häuslerin Annlise. Sie kamen von der Trauung in der Kirche. Morgen sollten ihre Männer fort unter die Soldaten. Über die Brautkronen hatten sie große blaue Tücher gelegt; so saßen sie wie vier spitze, blaue Zuckerhüte in dem Schlitten und wackelten bei jedem Stoß. Der Rüben-Jehze kutschte sie. Sehr betrunken, peitschte er unbarmherzig auf die kleinen, zottigen Pferde ein. Die Männer kamen hinterdrein gefahren, je zwei in einem Schlitten. Es war viel getrunken worden, und sie sangen mit lauten, heiseren Stimmen. Die Frauen schwiegen und wackelten geduldig in ihren blauen Tüchern hin und her. Kersta war die Kleinste von ihnen. Mit einem runden, rosa Gesichte, runden, hellblauen Augen, einer runden Nase, sah sie wie ein Kind aus. Nur der Mund mit den herabgezogenen Mundwinkeln war der ein wenig harte und sorgenvolle Mund der litauischen Bauerfrau. Unverwandt starrte sie in den grauen Nebel hinaus, der über dem flachen Lande lag. Wunderlich schwarz nahmen sich die Wacholderbüsche und die Saatkrähen in all dem Grau aus, während die entlaubten Ellern wesenlos wie kleine rötliche Wolken auf der Heide standen. Vor Kerstas Augen

schwankte dieses ganze farblose Bild sachte, sachte, als säße sie auf einer Osterschaukel und würde langsam hin und her gewiegt. An jedem Krüge hatten sie Halt gemacht, und Kerstas langer blonder Thome war an den Schlitten der Frauen herangetaumelt mit der Branntweinflasche: «No, is die junge Frau totgefroren, was?» Dabei reichte er ihr die Flasche. Kersta lächelte dann ein wenig mühsam, denn die Lippen waren steif von der Kälte, und trank. Der Branntwein machte die Glieder angenehm warm und schwer, dazu nahm er die Gedanken fort, und das ist auch gut. Immer wesensloser wurde die graue Nebelwelt vor Kerstas Augen; selbst Jehzes breiter Rücken schien immer weiter fortzurücken. Dafür kamen aber die Eindrücke des Tages ihr mit einer bildlichen Deutlichkeit in den Sinn, wie Träume; immer wieder, immer dieselben, wie Menschen, die auf dem Karussell auf dem Jahrmarkte in Schoden an einem vorbeifliegenden: Hochzeit – Hochzeit. – Am Morgen das Überwerfen des feinen, weißen Brauthemdes, fein und kalt, dass es Kersta bis in die Fußspitzen erschauern ließ; die Brautkrone, die so fest auf die Stirn gedrückt worden war, dass es schmerzte. Jetzt musste ein roter Streif auf der Stirne sein. Dann die Kirche. Feierlich kalt war's dadrin. Kerstas neue Schuhe klapperten hübsch auf den Steinfliesen des Fußbodens. Sie musste achtgeben, nicht auszugleiten wie auf dem Eise. Der Pastor hatte ein rundes, rotes Gesicht, und er schmatzte im Sprechen mit den Lippen, als schmeckte ihm etwas gut. Aber schön hatte er gesprochen; von dem Fortgehn der Männer und vom Treubleiben und von Gottes Wort. Kersta hatte geweint, natürlich! Soldatenfrauen weinen immer bei der Trauung, das weiß man. Weinen tut auch gut, weinen, sodass das Gesicht warm und nass wird, und dazu ganz tief seufzen, sodass die Haken am Mieder krachen. Sie hatte stärker geweint als die anderen Frauen, das konnte sie wohl sagen, wenn später darüber gestritten wurde: Nachher im Kirchenkrüge war getrunken worden, und die Männer hatten untereinander Streit angefangen. Alles war gewesen, wie es auf einer Hochzeit sein muss. «Hochzeit-Hochzeit» bimmelten die Schellen an Jehzens kleinen Pferden, und Kersta begann ihren Traum wieder mit dem feinen, kalten Braut-

hemde. Die drei anderen Frauen schwiegen auch und schauten mit demselben ständigen Blick, der nichts zu sehen schien, in den Nebel. Nur als ein Hase vom Felde quer über den Weg setzte – da riefen alle vier: «Sieh – ein Hase» – und sie lächelten mühsam mit den steif gefrorenen Lippen.

Im Dorfe hielten sie vor dem Krüge. Dort standen schon die Hochzeitsgäste in ihren Festkleidern und schrien. An die blinden Fensterscheiben der Dorfhütten drückten sich bleiche Frauen- und Kindergesichter. Alle wollten die Bräute sehn. Das gab Kersta wieder ein starkes Festgefühl. Eine junge Frau sein, die von der Trauung kommt, ist eine Ehre, und der Hochzeitstag der schönste Tag des Lebens. Vor der Krugstüre wartete Kersta auf Thome, denn sie musste mit ihm zusammen in das Haus gehn. Sehr ernst stand sie da und sprach mit den alten Frauen über den Weg; selbst der Gemeindeälteste redete sie an, und die Mädchen starrten neugierig auf ihre Brautkrone. Kersta, die Tochter der Häuslerin Annlise, war es nicht gewohnt, von allen achtungsvoll und freundlich angesehen zu werden, sie war klein, arm, hatte nur eine Ziege und zählte bisher nicht mit. Aber wenn eine Hochzeit hält, dann ist sie schon was. Kerstas rundes Kinder Gesicht wurde rot und blank wie ein Apfel vor Stolz. Nun fuhren auch die Männer singend und schreiend vor. Thome kam mit unsicheren Schritten auf Kersta zu, fasste sie um den Leib und hob sie in die Höhe. «Klein is sie», sagte er, «aber schwer wie 'n Mehlsack.» Alle lachten. Kersta errötete vor Freude und war Thome sehr dankbar.

In der großen Krugsstube setzte sich die Hochzeitsgesellschaft an die weißen Brettertische. Alle wurden still und ernst und machten sich über die Milchsuppe mit Nudeln her. Ein lautes, gleichmäßiges Schlürfen war eine Weile der einzige Ton im Gemache. Dann kam das Schweinefleisch, dann das Schaffleisch, dann wieder Schweinefleisch. Der Dampf der Speisen erfüllte die Luft wie mit einem dichten, heißen Nebel. Kersta aß eifrig, aß so viel, dass sie sich endlich erschöpft zurücklehnte und die untersten Haken ihres Mieders aufspringen ließ. «Das ist nun die Hochzeit. Ja, schön ist sie!», sagte sie sich. Leicht strich sie mit der Hand über Thomes Rockärmel. Der war

nun ihr Mann, der gehörte ihr. Gut ist es, wenn man einen Mann hat. «Trink, junge Frau, trink!», sagte Thome.

Draußen begann es zu dämmern; es wurde Licht in die Stube gebracht, Talgkerzen, die in Bierflaschen steckten. Im dunstigen Zimmer bekamen die kleinen, gelben Flammen bunt schillernde Lichthöfe. Die Musik – eine Geige, eine Klarinette und eine Ziehharmonika – spielte eine Polka. «Ja – tanzen!» Kersta seufzte ganz tief vor Behagen. Sie trat einen Augenblick vor die Haustüre hinaus. Der Abend war dunkel, ein feuchter Wind fegte über den Schnee hin, die Wolken, grau wie ungebleichte Leinwand, hingen ganz niedrig am Himmel. «Morgen gibt es Schnee», dachte Kersta. An der stillen Dorfstraße entlang kauerten die Hütten: Hie und da blinzelte ein schläfriges Licht hinter einer Fensterscheibe, ein Kind weinte, eine Frau sang ein Wiegenlied, immer dieselbe müde, langgezogene Notenfolge. Und dort unten, am Ende der Straße, das kleine, schwarze, stille Ungeheuer, das war die Hütte der Mutter Annlise. Morgen wird alles vorüber sein, als sei nichts gewesen. Kersta wird wieder dort unten mit der Mutter hausen und ... Sie fuhr sich mit dem Ärmel über die Augen. Warum ihr das Weinen kam? Dazu war morgen Zeit genug!

Sie ging hinein und tanzte. Das war gut. Wenn man beständig und gewaltsam von einem rücksichtslosen Männerarm gedreht wird, wobei einem die große, heiße Männerhand auf dem Rücken brennt, das nimmt die unnützen Gedanken weg. Nur der Körper bleibt, mit dem warmen Rinnen des Blutes und dem Pochen des Herzens. Die Welt ringsum wurde für Kersta immer undeutlicher und traumhafter. Ernst und eifrig drehten sich die schweren Gestalten in dem dichten Tabaksqualm, die Männer schlugen im Takte mit den Absätzen auf, es klang wie fleißiges Dreschen auf der Tenne. So muss es sein! Das ist das große Vergnügen des Lebens!, fühlte Kersta. Später bekamen die Männer Streit, es wurde gerauft. Kersta griff ein wie die anderen Frauen, aber dieses Mal mit dem stolzen Gefühle, für ihren eignen Mann zu schreien und den anderen Männern in die Haare zu fahren. Endlich führten die Burschen und Mädchen singend das Paar die

Dorfstraße hinab, zu der Hütte der Annlise, wo das Brautbett aufgeschlagen war.

Während Kersta in der kleinen Stube das Licht ansteckte, warf Thome sich schwer auf das Bett. Er war sehr betrunken und schlief sofort ein. Kersta zog ihm die Stiefel aus, rückte das Kopfkissen zurecht, dann legte auch sie sich nieder. Die Glieder waren ihr wie zerschlagen. Wenn sie die Augen schloss, war es ihr, als schwankte das Bett hin und her wie ein Kahn. Wirklich schlafen jedoch konnte sie nicht. Wenn der Traum anfang, wenn sie wieder in der Kirche stand oder im Kruge sich drehte, dass die Bänder der Brautkrone wie Peitschenschnüre schwirrten, dann ließ etwas sie auffahren, als schüttelte sie jemand. Sie starrte in die Dunkelheit hinein und sann: Etwas Schlechtes wartete auf sie; was war das doch? Ja so! morgen geht der Mann fort – und das alte Leben geht weiter – die Hochzeit ist vorüber und nichts – nichts Gutes mehr für lange Zeit? Draußen dämmerte der Morgen. Die Fensterscheiben wurden blau. Kersta richtete sich auf und betrachtete Thome. Er lag in schwerem Schlaf; das blonde Haar hing ihm wirr und feucht um die Stirn, das Gesicht war sehr rot, aus dem halb geöffneten Munde kam ein tiefes, regelmäßiges Schnarchen. Langsam strich Kersta mit der Hand über seine Brust, seine Arme. «Schlaf, schlaf!», sagte sie wie zu einem Kinde. Ihr Mann, der gehörte ihr wie ihr Hemd, ihr Garn, ihre Ziege, mehr als die Ziege, denn die gehörte auch der Mutter. Das war gut! Nun hatte sie das, was alle Mädchen wollten, um was sie alle beteten – einen Mann; und groß war er und stark. Aber was hatte sie davon, wenn sie ihn gleich wieder fortgeben musste? Gott, es war besser, über solch eine Schweinerei gar nicht nachzudenken! Kersta stieg aus dem Bette und nahm den Melkeimer. Sie wollte die Ziege melken.

Draußen wehte es stark, und es fiel ein feuchter Schnee. Die Ebene lag graublau in der Morgendämmerung da. Am Horizont, über dem schwarzen Strich des fernen Waldes hing ein weißes, blindes Scheinen. Wie jeden Morgen blieb Kersta stehn, schützte mit der Hand die Augen, zog die Nase kraus und schaute ernst und missmutig dem aufsteigenden Tage entgegen. Und die Dorfstraße entlang, vor den

kleinen, grauen Häusern, standen andere Frauen mit ihren Melkeimern, wie Kersta die Augen mit der Hand schützend, und blickten ernst und missmutig in das graue Dämmern, als hätten sie von dem kommenden Tage etwas zu erwarten.

Kersta fror. Sie lief in den Stall, in den niedrigen Bretterverschlag, in dem die Ziege, das Schwein und die Hühner wohnten. Die Luft war hier warm und schwer. Die Hühner schlugen auf der Stange mit den Flügeln. Das Schwein grunzte gemütlich vor sich hin. Kersta kauerte bei der Ziege nieder und begann zu melken. Angenehm heiß rann die Milch über ihre Finger. Eine wohlige Schlawheit überkam die kleine Frau. Sie stützte ihren Kopf auf den Rücken der Ziege und weinte, nicht das starke, offizielle Weinen wie bei der Trauung und wie sie heute in der Stadt weinen würde, wenn der Mann abfährt; nein! ein Weinen, wie sie es als Kind kannte. Die Tränen kamen leicht, badeten das Gesicht, als wüsche sie sich in lauwarmem Wasser; dabei wurde das Herz weich vor Mitleid mit sich selber. Im Weinen schief sie ein, traumlos und süß. Die Ziege hielt ganz still, wandte den Kopf und sah die Schlummernde mit den gelben, friedlichen Augen mütterlich an.

Kersta erwachte davon, dass die Mutter neben ihr sagte: «Guter Gott! Is die beim Melken eingeschlafen! Was gehst du heute auch zum Melken!»

«Einer muss's doch tun», erwiderte Kersta schlaftrunken.

«Tun!», meinte Annlise, «und dabei schlafen.» Die Stimme der Alten war brummig wie gewöhnlich, dennoch hörte Kersta heute etwas wie schmunzelnde Achtung heraus. Na ja, mit einer Frau spricht man anders als mit einer Marjell: «Geh nur, mach Feuer, der Mann muss früh fort.»

Kersta sprang auf. Ja, richtig! Heute war noch kein gewöhnlicher Arbeitstag; heute durfte sie noch die Sonntagskleider anziehen und zur Stadt fahren; heute würde sie noch von allen bemerkt und bemitleidet werden. Das tröstete ein wenig.

Die Rekruten sollten in einem großen Schlitten von dem Gemeindegältesten zur Stadt gebracht werden. Die Mütter, Väter und Frauen wollten nachfahren, um im Bahnhof Abschied zu nehmen.

Während des Frühstücks sprach Thome nur von dem Prozess und gab seiner Frau Verhaltensmaßregeln. Das kleine Dundur-Gesinde, links vom Dorf zum Walde hin, war von dem Peter Ruze in Besitz genommen worden; es kam aber Kersta zu, denn sie war das einzige Geschwisterkind des verstorbenen Wirtes, während Peter nur der Mann der Stieftochter war. Thome hatte in Kersta die Anwartschaft auf das Dundur-Gesinde geheiratet, und es war Kerstas Aufgabe, in seiner Abwesenheit ihren Anspruch durchzusetzen: «Geh zum Advokaten Jakobsohn, der is klug, die Juden sind immer die Klügsten, und billig is er auch. Lass dich nicht betrügen.»

Kerstas Gesicht nahm einen sehr verständigen Ausdruck an. Sie fühlte ihre Verantwortlichkeit wohl: «Ich werd schon machen», sagte sie, «dumm bin ich nicht.»

«Wenn du dumm wärest, hätte ich dich nicht genommen», schloss Thome die Unterhaltung.

Johlend bestiegen die Rekruten ihren Schlitten. Weiber und Kinder des Dorfes umstanden sie und weinten. Die vier Soldatenfrauen fuhren wieder zusammen in einem Schlitten. Es schneite jetzt stärker. Die spitzen, blauen Zuckerhüte, die sich wie gestern hin und her wackelnd gegenübersaßen, wurden weiß.

Im Walde sagte Marri: «Was hat man nu davon? Morgen is man wie gewesen.»

«Was soll man machen!», antworteten die drei anderen und seufzten.

Später, als sie am Meere entlangfuhren, bemerkte Ilse: «Wenn's nicht friert, fault der Roggen aus.»

Die anderen seufzten wieder und murmelten: «Ach Gottchen! Schlecht is schlecht.» Mehr wurde auf der Fahrt nicht gesprochen.

In der Stadt hatten sie kaum Zeit, um traurig zu sein. Man sieht sich nach allen Seiten um. Dann das lange Warten vor dem Rathause, bis die Männer herauskamen, das Essen in der Schenke, der Branntwein und die Wasserkringel, endlich der Abschied auf dem Bahnhof und das laute Weinen. Thome klopfte Kersta auf den Rücken: «Nu, nu, man stirbt auch nicht dort. Schick Geld, die Kost ist knapp dort.»

«Ja – ja.»

«Denk an den Prozess. Geh zum Advokaten.»

«Ja – ja.»

«Sei klug, sonst komm ich heim und bin betrogen.»

«Ja – ja.»

Als der Zug fort war, standen die Frauen noch auf dem Bahnsteig und jammerten: «Ach Gottchen! Ach Gottchen!» Kersta war die erste, die damit aufhörte; sie musste zum Advokaten.

Dort wartete sie in einer hübschen, warmen Stube. Der Advokat war ein kleiner, freundlicher Herr, der sie geduldig anhörte und ihr das Beste versprach. Er war sogar spaßig, er fasste Kersta unter das Kinn und sagte: «So 'n hübsches Soldatenfrauchen, muss nun lange fasten – ei – ei.» Das war schon ein gutes Zeichen für den Prozess.

Es wurde schon Abend, als die lange Reihe der Schlitten sich auf den Heimweg machte. Feuerfarbene Wolkenstreifen, riesig und spitz, liefen über den bleichen Himmel. Die Sonne, himbeerrot und wie von dem Meere plattgedrückt, verschwand langsam. Über das krause, graue Meer rann ein purpurner Schimmer. Die Wellen rauschten leise und seidig. Die Soldatenfrauen waren von dem Gehen und Stehen und Trinken und Weinen erschöpft. Stumpf und geduldig saßen sie da und schauten mit gedankenleeren Augen in das Abendlicht. Im Walde, als es dunkel wurde und der Mond über die schwarzen Schöpfe der Fichten aufstieg, da wurde den Verlassenen das Herz schwer. Weinen konnten sie heute nicht mehr; so sangen sie denn, das erste beste Lied, riefen klagend die Töne in den Wald hinein:

«Früher, Liebchen, gehe früher,
Gehe nicht am Abend spät!
Lose flattern deine Tüchlein,
Dornbusch am Wege steht!»

Was war denn bei der ganzen Heiraterei herausgekommen? Das Leben in Annlises Hütte ging dahin wie früher. Kersta melkte die Ziege, ging in den Wald Reisig sammeln, webte. In den Dezember-

tagen, in denen es um drei Uhr nachmittags schon finster wird, kroch sie um sechs Uhr in ihr schmales Mädchenbett. Ein anderes hatte man nicht angeschafft; wozu denn! Um zwei Uhr nachts war sie mit dem Schlafe fertig und setzte sich wieder fröstelnd an den Webstuhl. Immer dasselbe; gedankenlos und freudlos, wie das Weberschiffchen, das gleichmäßig hin und her durch die grauen Wollenfäden schießt. Dass sie verheiratet war, merkte Kersta nur daran, dass sie die Zöpfe nicht mehr wie die Mädchen über den Rücken niederhängen ließ, sondern sie aufband. An den Festtagen ging sie nicht mehr zum Tanz in den Krug, und in der Sonnabendnacht schlich sich kein Jung mehr zu ihr. Die große Beschäftigung des Mädchenlebens fehlte ihr jetzt: das Denken an die Jungen, das Warten auf die Jungen, das Weinen um die Jungen. Mit wem sollte sie denn überhaupt noch reden? Die Mädchen sprachen von ihren Jungen, die Frauen sprachen von ihren Kindern, Männern, ihrem Haushalt. Kersta hatte nichts von alldem. Sie wurde schweigsam und mürrisch. Schlimme Augenblicke kamen, wenn sie im Bette lag, sich von der einen Seite auf die andere warf und nicht schlafen konnte. Um sie her alles still. Durch die kleinen Fensterscheiben blinzelten grell die Wintersterne. Dann hörte sie jeden Ton in den benachbarten Hütten. Das Kind der Bille schrie. Jehze kam heim. Er war betrunken, er stolperte über die Schwelle. Jetzt prügelte er die Bille; sie schrie und schimpfte. Kersta wurde sehr einsam zumute. Warum hatte sie nicht auch all das? Sie wollte ihren Mann, sie wollte Thome. Die Tränen liefen ihr über die Backen, und sie biss in ihr Bettuch.

Aber der Prozess war da. Der füllte ihr Leben, gab ihr Würde und Wichtigkeit. Einmal wöchentlich wanderte sie den vier Stunden langen Weg bis in die Stadt, um ihren Advokaten zu sprechen. Jeden Baum, jeden Stein kannte sie auf dem weiten Wege. Bei jedem Wetter war sie ihn gegangen, war es nicht so kalt, dass die Finger froren, dann strickte sie im Gehen ihren Strumpf. Alle kannten die kleine Frau mit dem roten Kopftuch, dem Strickstrumpf und dem großen Prozess. Im Walde riefen die Holzknechte sie an: «He, Soldaten-Kersta, wie geht's ohne Mann?»

Kersta blieb stehen und wischte sich mit dem Ärmel über das heiße Gesicht. «Gut. Wie denn anders.»

«Der Thome kann noch sechs Jahre fortbleiben – was?»

«Lass er bleiben – meinetwegen.»

Die Holzknechte lachten laut in den Wald hinein: «Eine, der das Fasten schmeckt! No, und der Prozess, wie steht's?»

«Gut. Wenn einer recht hat, ist ein Prozess immer gut.»

«So – so.»

Häufig begegnete ihr der Forstgehilfe, ein hübscher Jungherr, mit einem schwarzen Schnurrbart, braunen, ganz blanken Augen. Dazu eine Jacke mit grünem Kragen und eine silberne Uhrkette. Er hielt Kersta jedesmal an und sprach so spaßig. «Kleines Soldatenweibchen, wie geht's?»

Kersta errötete ein wenig und bog den Kopf zurück, um den Forstgehilfen anzusehn: «Wie soll's gehn!»

«Und der Thome kommt immer noch ohne Frau aus?»

«Oh! der hat dort genug, Polinnen und Jüdinnen!»

«So! Und du hast hier auch genug Mannsleute, was?»

«Genug sind schon da.»

«Gott! wäre ich so 'n hübsches Weibchen wie 'n Apfel, ich würde nicht warten, bis so einer von den Soldaten zurückkommt.»

«Wer wartet denn?» Kersta lachte laut, wie man lachen muss, wenn ein Jung einen Witz macht.

«So! nicht? Wir beide würden gut passen; du klein wie 'n Sperling, ich lang.»

«Gut, gut», rief Kersta, weitergehend. «Zu Georgi wollen wir einen Kontrakt machen.» Oh, sie verstand es auch, mit Jungen zu spaßen. Einmal packte der Forstgehilfe sie, wollte sie küssen und umwerfen, sie aber riss sich los und lief davon. Noch den ganzen Tag über musste sie darüber lachen. Zu Hause im Bett sah sie immer die Augen des Forstgehilfen vor sich, und als sie hörte, wie draußen die Jungen leise an die Fenster der Mädchen klopfen, da machte sie das unruhig und ließ sie nicht schlafen.

Mit dem Frühling wurden die Gänge in die Stadt für Kersta leichter.

Sie konnte sich auf dem Rückwege Zeit nehmen, denn die Nächte waren ganz hell. Sie ging dann oft so langsam, Schritt vor Schritt, als könnte sie sich nicht entschließen, aus dem Walde hinauszukommen. «Im Frühling bei Nacht, da ist es eigen; man wird faul, ganz faul», sagte sie sich. «Und nicht einmal an den Prozess kann man dabei denken. Wunderlich!» Zwischen den hohen Föhren standen jungbelaubte Birken, als hätte jemand ein dünnes, grünes Tuch dort hingehängt. Oder etwas Weißes leuchtete im Walde, ganz weiß wie ein Mensch, der sich ein Bettlaken umgeworfen hat, das ist dann ein Faulbaum in voller Blüte; der duftet einem schon auf eine Werst entgegen. Auf der Waldwiese stehen Rehe, schwarz und still im Nebel wie in einem Teich von Milch. Und überall, von den Hügeln und Weiden, klingt das Singen der Mädchen herüber, die Lieder, die Kersta so gut kannte. Ja, als Mädchen ist man toll in solchen Nächten, keines kann schlafen. Kersta hatte das auch erlebt. Auch sie hatte nächtelang draußen gesessen, die Hände um die Knie geschlungen, hatte gesungen, immerzu gesungen, recht laut die Töne in die Nacht hineingerufen und dabei gewartet: wird nicht einer antworten? wird nicht einer kommen? wird ein blonder Schnurrbart nicht bald sich fest auf ihre Lippen drücken? Daran musste Kersta immer wieder denken, während sie langsam, mit schlaffen Gliedern, die Landstraße entlangging und in den Wald hineinhorchte.

In einer Nacht hörte Kersta es im Walde brechen. Ein Rehbock wurde aufgescheucht und bellte laut; wieder raschelte es, und der Forstgehilfe stand vor ihr. «Kleines, kleines Soldatenfrauchen!», sagte er. Der Mond stand gerade am Himmel, daher schienen die Augen und die breiten, weißen Zähne des Forstgehilfen so blank. «No – wieder unterwegs?»

Kersta blieb stehen und sah zu ihm hinauf. Ja, sie war wieder in der Stadt gewesen, wie denn anders.

«Heute ist gut spazieren.»

Ja, gut war's schon.

Der Forstgehilfe lachte, sah Kersta an und schwieg. Sie schwieg auch und wartete.

Endlich legte er seinen Arm um ihre Schultern und sagte: «Du und ich, du und ich. Komm!»

«Was nu wieder», meinte Kersta. Sie versuchte es, in dem rauhen, spaßigen Ton zu sprechen, den man mit Jungen haben muss, allein, es kam unsicher und leise heraus; auch ließ sie sich willig von der Landstraße in den Wald führen. Als unter den Bäumen der Forstgehilfe ihr mit seiner großen, heißen Hand über die Wange und über die Brust strich, da wusste sie es, dass sie tun würde, was er wollte.

Der Morgen dämmerte, der Birkhahn war schon auf die Waldwiese herausgekommen und kollerte, als Kersta eilig ihrem Dorfe zuschritt. «Na ja!», dachte sie, «wenn eine bei Nacht mit einem Jungen im Walde ist, denn geht's mal nicht anders. Was kann man da machen!»

Von nun an fand sich der Forstgehilfe oft auf Kerstas Rückweg von der Stadt ein.

Mutter Annlise brummte: «Was du jetzt spät nach Hause kommst!»

«Der Prozess», meinte Kersta. «Gott! so 'n Prozess geht nicht so rasch wie 'n Ei kochen.»

Das Singen der Mädchen und das Klopfen der Jungen bei Nacht an den Mädchenfenstern beunruhigten Kersta nicht mehr.

Um die Zeit der Heuernte merkte Kersta, dass sie schwanger sei. Das war schlimm! Was nun? Sie ging in den Ziegenstall; wo keiner sie sah, und heulte eine Stunde, dann ging sie wieder still an die Arbeit. Als sie den Forstgehilfen traf, war sie sehr böse und schimpfte. Aber was half das? In sich gekehrt ging sie umher, bleich, mit fest aufeinander gekniffenen Lippen. Sie tat die schwere Sommerarbeit, war sehr unwirsch mit der Mutter, schlug die Ziege beim Melken und wanderte öfter denn je in die Stadt, den Prozess zu betreiben. Ging es mit dem Prozess schief, dann war sie verloren, dann schlug Thome sie und das Kind tot. Und überhaupt das Kind! Was weiß man! So 'n Kind wird geboren und stirbt, und Thome kam noch lange nicht. Dennoch musste sie immer wieder an das Kind denken, an die Wiege, an die Leinwand für die Laken, und wie es sein wird, wenn so was Kleines, Weiches, Warmes sich an sie drückt und sich bewegt und

seine Lippen an ihre Brust legt. «Ach, ach – Dummheiten. Gebe Gott, dass nichts wird mit dem Kinde.»

Während der Kartoffelernte ließ sich Kerstas Zustand nicht mehr verbergen. Sie ging gerade, langsam und gebückt ihre Furche entlang und sammelte die Kartoffeln in ihren Rock, da hörte sie hinter sich die Bille sagen: «Na, die Kersta erwartet den Thome mit 'nem Geschenk. Der wird sich freuen.» Die anderen Frauen lachten laut, über den ganzen Kartoffelacker setzte sich das Lachen fort. Kommen musste das. «Nun ist's da», dachte Kersta. Ihre Knie zitterten, die Kartoffeln, die sie gesammelt, rollten wieder auf die Erde. Sie richtete sich auf und sah die Frauen mit dem bösen, hilflosen Blick der Tiere an, die nicht mehr entrinnen können. Dann beugte sie sich wieder auf die Furche nieder und sammelte schweigend weiter. Das Spotten nahm jetzt kein Ende. Wenn Kersta über das Feld gehn musste, um ihre Kartoffeln in den Wagen zu schütten, war es wie ein Spießrutenlaufen: «Sag, wo hast du das Geschenk machen lassen? In der Stadt? Ja, da kriegt man so was billig. Das kommt wohl beim Prozessmachen heraus. Oder hat's der Thome dir mit der Post geschickt?»

Kersta schwieg. Sie werden sich schon ausreden und aushöhlen, und dann wird Ruhe sein.

Schlimm war es auch mit der Mutter, die jammerte und schimpfte den ganzen Tag. Was half das! «Kommen wird, was kommt», sagte sich Kersta. «Das Leben is nu mal schwer.» Das machte sie ruhig und stumpf.

Im Winter, als Kersta in den Wald gegangen war, um Reisig zu holen, da überkamen sie die Geburtswehen. Die Frauen legten sie auf den Schlitten und zogen sie lachend und schreiend in das Dorf zurück. Kersta wurde von einem Mädchen entbunden. Das Kind war also da, und sterben wollte es auch nicht, es war ein kräftiges Ding mit braunen, blanken Augen im sorgenvollen Säuglingsgesicht. Die Leute im Dorf hatten sich an die Tatsache gewöhnt, dass Kersta ein Kind hatte. Es fiel niemandem etwas Witziges mehr darüber ein. Kersta selbst aber hatte außer dem Prozess jetzt noch etwas anderes, wofür sie leben konnte. Der Prozess war die Hauptsache, gewiss.

Aber so 'n Kind hat einen den ganzen Tag nötig, man wiegt es, man gibt ihm die Brust, an warmen Abenden sitzt man mit ihm auf der Türschwelle und singt: «Rai-rai-r-a-a-, tai-tai-ta-a.»

«Liebe Kersta!», schrieb Thome. «Ich schreibe Dir, damit Du weißt; mir ist's schlecht gegangen. Krank bin ich gewesen. Jetzt schicken sie mich nach Hause. Ich komme nächste Woche. Bleib gesund. Dein Mann Thome.» Kersta hatte den Brief vor dem Herdfeuer mühsam entziffert.

«Was schreibt er?», fragte die Mutter.

«Was soll er viel schreiben», erwiderte Kersta. Sie setzte sich auf die Ofenbank, denn sie fühlte sich ein wenig schwach.

«Is er gesund?», fragte die Mutter weiter.

Kersta antwortete nicht, sondern starrte in das Herdfeuer.

«Warum antwortest du nicht? Ich will doch wissen.»

«Zurück kommt er», warf Kersta mit ruhiger, verdrießlicher Stimme hin.

«So – so, zurück kommt er.» Auch die alte Frau schwieg jetzt und starrte ins Feuer.

«Wenn er dem Kinde nur nichts tut», dachte Kersta.

Die Mutter musste ähnliche Gedanken gehabt haben, denn sie sagte: «Die Wiege wirst du so stellen müssen, dass er es nicht immer unter den Augen hat.» Ja, das konnte man machen. Eine Weile saßen sie noch stumm beieinander, dann seufzten sie und standen auf, um schlafen zu gehen. Im Bett fragte die Mutter noch: «Mit dem Prozess ist's doch gut?»

«Wie dann soll's anders sein?»

«No denn!»

An einem Sonnabendnachmittag stand Kersta vor dem Krüge und wartete auf den Schlitten, der die entlassenen Soldaten aus der Stadt bringen sollte. Es fror. Am glashellen Himmel ging die Sonne rot unter. Alle Frauen des Dorfes waren vor dem Krüge versammelt. Sie wickelten die Hände in die Schürzen und sahen, die Nasen krausziehend, die Landstraße hinab. Da kamen die Männer! Sie schwenkten die Soldatenmützen und schrien.

«Was ist? Klein bist du geblieben, und lebendig bist du auch», sagte Thome, als er vor Kersta stand.

Kersta wurde rot. Dass der Thome so groß war, hatte sie fast vergessen. Sie wurde ordentlich verlegen. «Warum soll ich nicht lebendig sein?», antwortete sie scherzend, aber die Tränen spritzten ihr in die Augen, und sie streichelte Thomes Rockärmel! «Komm», sagte sie, «das Essen ist fertig.»

«Essen – ha – ha!» Thome lachte flott: «Die will mich auffüttern, ich bin ihr zu mager.» So gingen sie heim. Thome voran, Kersta hinterher.

Die Stube in der Häuslerei war geschmückt. Der Tisch weiß bedeckt. Zwei Talgkerzen brannten. Der Fußboden war mit Tannennadeln überstreut. Mutter Annlise stand am Herde und rührte im Kessel.

«Was, alte Mutter, Ihr lauft auch noch herum! Halten die alten Knochen noch beieinander?», rief Thome.

«Es geht, solange es geht», meinte Annlise. «Gut, dass du da bist.»

Thome setzte sich an den Tisch und ließ sich das Schweinefleisch auftragen. Er aß langsam und aufmerksam, kaute jedes Stück lange, dabei sah er Kersta an und sagte mit vollem Munde: «Wirtin – Dundur-Wirtin.»

Kersta saß ihm gegenüber, die Hände im Schoß gefaltet. «Eigen, wie hübsch so 'ne Mannsperson sein kann», dachte sie. Das Gesicht war zwar so braun geworden, dass der blonde Schnurrbart darin fast weiß erschien, aber die Schultern, die Arme, der Nacken! «Gut ist's, wenn ein Mann stark ist.»

Thome hatte jetzt den ersten Hunger gestillt. Er fuhr mit dem Handrücken über seinen Schnurrbart und lehnte sich im Stuhl zurück: «Also der Prozess, erzähl», sagte er.

Kerstas Gesicht nahm einen sehr überlegnen Ausdruck an, als sie zu berichten begann; lauter kluge Sachen, die der Advokat gesagt hatte, die sie gesagt und getan hatte. Das Gesinde war so gut wie ihres.

Thome hörte gespannt und achtungsvoll zu. «Was nicht alles an Verstand in so einer Kleinen stecken kann!»

Das feuerte Kersta noch mehr an. In der finstern Ecke des Zimmers

begann ein leises Wimmern. Kersta, eifrig fortsprechend, erhob sich mechanisch, ging zu der Wiege hinüber, nestelte ihre Jacke auf, nahm das Kind und gab ihm die Brust. Sie erhob ein wenig die Stimme, um aus der Ecke verstanden zu werden. Dann plötzlich, mitten im Satze, blieb sie stecken. Mutter Annlise verließ leise das Zimmer. «Ja, nun kommt es», dachte Kersta. Thome kam schon auf sie zu, langsam, den Kopf vorgestreckt, als wollte er etwas fangen. Schnell legte sie das Kind in die Wiege zurück und stellte sich davor. Sie wurde sehr blass, schob die Unterlippe vor, und die runden Augen öffneten sich ganz weit und wurden glasklar wie bei geängstigten Tieren. Weil die Hände ihr zitterten, faltete sie sie über dem Bauch. So wartete sie. Jetzt kommt, was kommen muss.

«Was ist das?» Thome sprach leise, als würgte ihn einer.

«Was soll es sein?»

«Wo – wo kommt das Kind her?»

«Ein Kind – nu ja. Wo soll's denn herkommen?» Sie hatte das missmutig und trotzig herausgebracht. Jetzt aber drückte sie die Knöchel beider Hände in die Augen und begann zu schreien, laut, mit weit geöffnetem Munde, wie ein Kind, das über einer Untat ertappt worden ist.

«So – so – eine bist du», fauchte Thome. Er fasste ihr Handgelenk und zerrte sie in die Mitte des Zimmers. «Den Mann betrügen – was? Hündin – Hündin! Totschlagen werd ich dich und den Balg.» Er begann Kersta zu schlagen, unbarmherzig.

Sie jammerte – wehrte sich. Eine Faust wie Eisen – «ei – ei», dachte sie. «Der Mann ist stark. Gott! er schlägt mich tot.» – Wie das schmerzte – und doch – und doch – etwas war in alldem – das wie Befriedigung, wie Wollust aussah. Sie fühlte doch, dass sie einen Mann hatte. Thome war außer Atem. Er schleuderte seine Frau mit einem Fluch von sich, spie aus und setzte sich wieder an den Tisch, Kersta lag still am Boden. Die Glieder brannten ihr. Sie schielte zu Thome hinüber. War es nun vorüber? Fast hätte sie gewünscht, es wäre nicht vorüber, als dass er so dasaß und sich nicht um sie kümmerte. Thome, den Kopf in die Hand gestützt, brütete vor sich hin. Da erhob sich Kersta

mühsam, setzte sich auf die Ofenbank, rieb sich ihre zerschlagenen Glieder und weinte still vor sich hin. «Der arme Mann!», dachte sie dabei.

Die Kerzen waren tief herabgebrannt und hatten lange schwarze Nasen. Kleine harte Schneekörner klopften von draußen an die Fensterscheiben. Ein Heimchen begann eifrig im Herde zu schrillen. «Was wird er machen? Wird er mich heute Abend noch schlagen?», dachte Kersta. Thome trank einen Schnaps, gähnte, begann sich die Stiefel auszuziehen. Kersta stand auf und zog ihm die Stiefel aus. Dann entkleidete er sich und warf sich auf das Bett; das Bett krachte, als wollte es zerbrechen. Kersta musste lächeln. Na ja – ein so schwerer Mann! Sie löschte die Kerzen aus und setzte sich wieder auf die Ofenbank. Die glimmenden Kohlen im Herde warfen ein wenig rotes Licht und Wärme auf die nackten Füße der kleinen Frau, die bange und regungslos auf den Atem ihres Mannes horchte.

«Du», erscholl es plötzlich.

Kersta schreckte auf.

«Was sitzt du? Wirst du nicht schlafen?»

«Was soll ich sonst tun», erwiderte Kersta mit ihrer brummigsten Stimme. Als sie aber zum Bett hinüberging, wurde ihr warm um das Herz: Jetzt – war sie auch – wie andere Frauen!

In der ersten Zeit war das Leben in der Häuslerei schwierig. Die Wut über das ihm angetane Unrecht stieg immer wieder in Thome auf; dann gab es Geschrei und Schläge. Im Krüge erklärte Thome, er wolle die Frau und das Kind totschiagen. Das Kind musste beständig vor ihm versteckt werden. «Er wird sich schon gewöhnen», sagte Kersta ruhig. «Na ja, ein Mann ist einmal nicht anders. Was kann man da machen.» Und wirklich, Thome begann immer weniger von dem Kinde zu sprechen, dafür war umso mehr von dem Prozess die Rede. Sie berieten, wie viel Kühe, wie viel Schweine sie im Gesinde halten würden; darüber war genug zu sagen. Er vergaß das Kind, er sah es nicht mehr, spie nicht mehr aus, wenn er an der Wiege vorüberging. Kersta konnte dem Kinde die Brust geben, ohne sich zu verstecken.

Thome beschloss, selbst in die Stadt zu fahren, um nach dem Rechten zu sehen. Für ein Weib war die Kersta klug genug, aber, was so wirklich Verstand ist, hat doch nur ein Mann.

«Das ist schon richtig», meinte Kersta, «wer soll denn sonst Verstand haben?»

So fuhr er ab. Spätabends kehrte er ein wenig angetrunken und sehr aufgeräumt heim. Der Prozess war gewonnen. «Komm her, junge Dundur-Wirtin», rief er, «hier ist was für dich.» Er legte Kersta ein rotseidenes Tuch auf den Kopf. «Eine Wirtin muss Staat machen.»

«Ein Tuch, wozu war das nötig», meinte Kersta und lachte.

«Na – so», und halb abgewandt, wie verlegen, warf Thome eine Semmel auf den Tisch: «Und das da – hab ich gekauft – für – für den da ...»

«Für wen?»

«Nu – für den Balg.»

Kersta nahm die Semmel und drückte sie andächtig gegen ihr Mieder. – So – jetzt kam vielleicht auch für sie ein bisschen gute Zeit!

Der Beruf

Der alte Jahne, der Gemeindeabdecker, war gestorben und wurde bestattet. Die Beerdigung war groß und feierlich. Die ganze Gemeinde in Sonntagskleidern erschien auf dem kleinen Friedhof. Der Gutsherr hatte reichlich Branntwein gespendet. Der Schulmeister hielt am Grabe eine Rede. Er sprach davon, wie treu Jahne sein Amt verwaltet hatte; wie Gottes Segen auf seiner Arbeit geruht; wie er von allen geliebt und geachtet worden war. Die Frauen weinten, die Männer nickten andächtig. Recht hatte der Schulmeister! Jahne war ein guter Mensch gewesen. Durch dreißig Jahre hatte er die gefallenen Tiere abgezogen, die Kloaken gereinigt und den Komposthaufen im Gutshofe gebaut. Was wäre aus der Gemeinde ohne Jahne geworden! Gern gab jeder ihm, wenn er kam, Branntwein und gut zu essen und das Geld für die Arbeit. So war Jahne ein geachteter Mann und hatte ein hübsches Einkommen. Zwar durfte er nicht mit den andern an demselben Tische essen, durfte das Brot nicht anfassen, nicht aus dem Krüge trinken oder in dem Bette eines anderen schlafen. Naja! Das war mal so. Das brachte das Handwerk mit sich. Eine hübsche, helle Maisonnette schien zu des alten Jahnes Bestattung. Der Friedhof war grellgrün von dem jungen Grase. Auf den Gräbern standen Anemonen, weiß wie Milchpfützen. Nach der Feierlichkeit saßen die Frauen noch ein wenig auf den sonnenwarmen Steinen der Friedhofs-

mauer, sonnten ihren Putz und schwatzten. Bille, die Frau des roten Jehze, führte das große Wort. Seit gestern war sie ja Frau des neuen Abdeckers. Das erhitzte Gesicht mit den runden Augen, der Stumpfnase, dem lippenlosen Munde, glich einem rosa Totenköpfchen und glänzte vor Stolz: «Ja, Glück habt ihr gehabt», sagte die Hofes Wäscherin.

«Klug muss man sein», meinte Bille. «Gleich, als der Jahne krank wurde, sagte ich zu Jehze: ›Du nimmst die Stelle.‹ So 'n Mann is ja dumm! Nein und nein, er hat nich' das Herz dazu. Hat denn der Jahne mit dem Herzen gearbeitet?»

Alle lachten.

«Na —», fuhr Bille fort, «ich bin zum Herrn gegangen und habe gesagt: ›Jehze bittet um die Stelle.‹ Der Herr war froh, denn er hält große Stücke auf den Jehze.»

«Was sagte der Jehze dazu?», fragte die alte Marri.

«Er schimpfte und schlug mich», erwiderte Bille, «aber, da half nichts; fest ist fest. Wenn der Herr einem die Ehre antut, kann einer nich' nein sagen.»

«Leichte Arbeit und die Einnahmen», meinte die Wäscherin, «nu ja, mehr als beim Wäschewaschen kommt dabei schon raus.»

Jehze kam langsam auf die Sprechende zu; kurz, breit, den großen Kopf tief zwischen den Schultern, das Gesicht voll roter Haare. Er lehnte sich an die Mauer, drehte eine Anemone zwischen den Fingern und murmelte: «Blumchen, Blumchen.»

«Von eurem Glück sprechen wir», sagte Marri.

Jehze kratzte sich den Kopf: «Ja, Glück —», meinte er, «es gibt verschiedenes Glück.»

«Nein», schloss Bille streng die Unterhaltung, «Glück is Glück, und Arbeit is Arbeit. Seidene Strümpfe kann nich' jeder zu stopfen kriegen.»

Endlich brach man auf. In der Knechtskaserne, bei Katte, der Tochter des Verstorbenen, war ein Festessen angerichtet. Allen voran ging Bille, sehr aufrecht in ihren bunten Tüchern, lächelnd. Es war heute auch ein wenig ihr Ehrentag. In der kleinen Knechtsstube setzten

die Gäste sich an den weißen Brettertisch. Jehze, in seiner stillen, befangenen Art, ging auch an den Tisch, setzte sich auf die Bank und wischte sich die Lippen.

«Nee, Jehze – hier nicht», rief Katte, «dein Tisch is dort», und sie wies auf die Fensterbank, wo Bille schon thronte.

Alle lachten. «Der kennt seine Krippe noch nicht», hieß es. Jehze wurde sehr rot, erhob sich und schlich zu der Fensterbank hinüber.

«So», sagte Katte, «hier is dein Brot und dein Fleisch und dein Glas; alles für dich separat, wie für'n Grafen.»

«Wie denn anders», meinte Bille.

Das Essen begann, es wurde still im Gemache.

Plötzlich erscholl Billes scheltende Stimme: «Was is nu? Warum isst du nicht?»

Jehze war aufgestanden. Er zog den Kopf noch tiefer zwischen die Schultern; dabei haute er das Brot auf die Fensterbank. «Wenn ich nicht kann, so kann ich nicht», brachte er mühsam hervor, «so nicht – wie – wie – ein Gespenst.» Dann spie er aus und eilte – wie gejagt zur Türe hinaus.

Alle hielten im Kauen inne. Dann brach ein schallendes Gelächter los. «Ist der dumm!»

«Na ja – die Männer sind so», meinte Bille, «er wird sich gewöhnen. An was Gutes gewöhnt sich jeder.» Damit band sie Jehzens Brot und Fleisch in ein rotes Tuch ein. –

Schwüle Tage

Schon die Eisenbahnfahrt von der Stadt nach Fernow, unserem Gute, war ganz so schwermütig, wie ich es erwartet hatte. Es regnete ununterbrochen, ein feiner, schief niedergehender Regen, der den Sommer geradezu auszulöschen schien. Mein Vater und ich waren allein im Kupee. Mein Vater sprach nicht mit mir, er übersah mich. Den Kopf leicht gegen die Seitenlehne des Sessels gestützt, schloss er die Augen, als schlafe er. Und wenn er zuweilen die schweren Augenlider mit den langen, gebogenen Wimpern aufschlug und mich ansah, dann zog er die Augenbrauen empor, was ein Zeichen der Verachtung war. Ich saß ihm gegenüber, streckte meine Beine lang aus und spielte mit der Quaste des Fensterbandes. Ich fühlte mich sehr klein und elend. Ich war im Abiturientenexamen durchgefallen, ich weiß nicht durch welche Intrige der Lehrer. Bei meinen bald achtzehn Jahren war das schlimm. Nun hieß es, ich wäre faul gewesen, und statt mit Mama und den Geschwistern am Meere eine gute Ferienzeit zu haben, musste ich mit meinem Vater allein nach Fernow, um angeblich Versäumtes nachzuholen, während er seine Rechnungen abschloss und die Ernte überwachte. Nicht drüben mit den anderen sein zu dürfen war hart; eine glatt verlorene Ferienzeit. Schlimmer noch war es, allein mit meinem Vater den Sommer verbringen zu müssen. Wir Kinder empfanden vor ihm stets große Befangenheit.

Er war viel auf Reisen. Kam er heim, dann nahm das Haus gleich ein anderes Aussehn an. Etwas erregt Festliches kam in das Leben, als sei Besuch da. Zu Mittag mussten wir uns sorgsamer kleiden, das Essen war besser, die Diener aufgeregter. Es roch in den Zimmern nach ägyptischen Zigaretten und starkem englischem Parfüm. Mama hatte rote Flecken auf den sonst so bleichen Wangen. Bei Tisch war von fernen, fremden Dingen die Rede, Ortsnamen, wie Obermustafa, kamen vor, Menschen, die Pellavicini hießen. Es wurde viel Französisch gesprochen, damit die Diener es nicht verstehen. Ungemütlich war es, wenn mein Vater seine graublauen Augen auf einen von uns richtete. Wir fühlten es, dass wir ihm missfielen. Gewöhnlich wandte er sich auch ab, zog die Augenbrauen empor und sagte zu Mama: *«Mais c'est impossible, comme il mange, ce garçon!»* Mama errötete dann für uns. Und jetzt sollte ich einen ganzen Sommer hindurch mit diesem mir so fremden Herrn allein sein, Tag für Tag allein ihm gegenüber bei Tisch sitzen! Etwas Unangenehmeres war schwer zu finden.

Ich betrachtete meinen Vater. Schön war er, das wurde mir jetzt erst deutlich bewusst. Die Züge waren regelmäßig, scharf und klar. Der Mund unter dem Schnurrbart hatte schmale, sehr rote Lippen. Auf der Stirn, zwischen den Augenbrauen, standen drei kleine, aufrechte Falten, wie mit dem Federmesser hineingeritzt. Das blanke Haar lockte sich, nur an den Schläfen war es ein wenig grau. Und dann die Hand, schmal und weiß, wie eine Frauenhand. Am Handgelenk klirrte leise ein goldenes Armband. Schön war das alles, aber Gott!, wie ungemütlich! Ich mochte gar nicht hinsehn. Ich schloss die Augen. War denn für diesen Sommer nirgends Aussicht auf eine kleine Freude? Doch! Die Warnower waren da, nur eine halbe Stunde von Fernow. Dort wird ein wenig Ferienluft wehn; dort war alles so hübsch und weich. Die Tante auf ihrer Couchette mit ihrem Samtmorgenrock und ihrer Migräne. Dann die Mädchen. Ellita war älter als ich und zu hochmütig, als dass unsereiner sich in sie verlieben konnte. Aber zuweilen, wenn sie mich ansah mit den mandelförmigen Samtaugen, da konnte mir heiß werden. Ich hatte dann das Gefühl, als müsste sich etwas Großes ereignen. Gerda war in meinem

Alter, und in sie war ich verliebt – von jeher. Wenn ich an ihre blanken Zöpfe dachte, an das schmale Gesicht, das so zart war, dass die blauen Augen fast gewaltsam dunkel darin saßen, wenn ich diese Vision von Blau, Rosa und Gold vor mir sah, dann regte es sich in der Herzgrube fast wie ein Schmerz und doch wohligh. Ich musste tief aufseufzen.

«Hat man etwas schlecht gemacht, so nimmt man sich zusammen und trägt die Konsequenzen», hörte ich meinen Vater sagen. Erschrocken öffnete ich die Augen.

Mein Vater sah mich gelangweilt an, gähnte diskret und meinte: «Es ist wirklich nicht angenehm, ein Gegenüber zu haben, das immer seufzt und das Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird, spielt. Also – etwas Tenue – wenn ich bitten darf.»

Ich war entrüstet. In Gedanken hielt ich lange, unehrerbietige Reden: «Es ist gewiss auch nicht angenehm, ein Gegenüber zu haben, das einen immer von oben herunter anschaut, das, wenn es was sagt, nur von widrigen Dingen spricht. Ich habe übrigens jetzt gar nicht an das dumme Examen gedacht. An Gerda habe ich gedacht, und ich wünsche darin nicht gestört zu werden.»

Jetzt hielt der Zug. Station Fernow! – «Endlich», sagte mein Vater, als sei ich an der langweiligen Fahrt schuld.

Es hatte aufgehört zu regnen. Die Linden um das kleine Stationsgebäude herum waren blank und tropften. Über den nassen Bahnsteig zog langsam eine Schar Enten. Mägde standen am Zaun und starrten den Zug an. Es roch nach Lindenblüten, nach feuchtem Laub. Das alles erschien mir traurig genug. Da stand auch schon die Jagddroschke mit den Füchsen. Klaus nickte mir unter der großen Tressenmütze mit seinem verwitterten Christusgesichte zu. Der alte Konrad band die Koffer auf.

«Lustig, Grafchen», sagte er, «schadt' nichts.» Merkwürdig, wir tun uns selber dann am meisten leid, wenn die andern uns trösten. Ich hätte über mich weinen können, als Konrad das sagte.

«Fertig», rief mein Vater.

Wir fahren ab. Die Sonne war untergegangen, der Himmel klar,

bleich und glashell. Über die gemähten Wiesen spannen die Nebel hin. In den Kornfeldern schnarrten die Wachteln. Ein großer rötlicher Mond stieg über dem Walde auf. Das tat gut. Beruhigt und weit lag das Land in der Sommerdämmerung da, und doch schien es mir, als versteckten sich in diese Schatten und diese Stille Träume und Möglichkeiten, die das Blut heiß machten.

«Bandags in Warnow müssen wir besuchen», sagte mein Vater. «Aber der Verkehr mit den Verwandten darf nicht Dimensionen annehmen, die dich von den Studien abhalten. Das Studium geht vor.»

Natürlich!, das musste gesagt werden, jetzt gerade, da ein angenehmes, geheimnisvolles Gefühl anfang, mich meine Sorgen vergessen zu lassen.

Es dunkelte schon, als wir vor dem alten einstöckigen Landhause mit dem großen Giebel hielten. Die Mamsell stand auf der Treppe, zog ihr schwarzes Tuch über den Kopf und machte ein ängstliches Gesicht. Die freute sich auch nicht über unser Kommen. Die Zimmerflucht war still und dunkel. Trotz der geöffneten Fenster roch es feucht nach unbewohnten Räumen. Heimchen hatten sich eingeknistert und schrillten laut in den Wänden. Mich fröstelte ordentlich. Im Esssaal war Licht. Mein Vater rief laut nach dem Essen. Trina, das kleine Stubenmädchen, von jeher ein freches Ding, lachte mich an und flüsterte: «Unser Grafchen ist unartig gewesen, muss nu bei uns bleiben?» Die Examengeschichte war also schon bis zu den Stubenmädchen gedrungen. Ich spürte Hunger. Aber in dem großen, einsamen Esssaal meinem Vater gegenüberzusitzen erschien mir so gespenstig, dass das Essen mir nicht schmeckte. Mein Vater tat, als sei ich nicht da. Er trank viel Portwein, sah gerade vor sich hin, wie in eine Ferne. Zuweilen schien es, als wollte er lächeln, dann blinzelte er mit den langen Wimpern. Es war recht unheimlich! Plötzlich erinnerte er sich meiner.

«Morgen», sagte er, «wird eine praktische Tageseinteilung entworfen. Unbeschadet der Studien, wünsche ich, dass du auch die körperlichen Übungen nicht vernachlässigst. Denn ...», er sann vor sich hin, «zu – zum Versitzen reicht's denn doch nicht.»

«Was?», fuhr es mir zu meinem Bedauern heraus.

Mein Vater schien die Frage natürlich zu finden. Er sog an seiner Zigarre und sagte nachdenklich: «Das Leben.»

Es folgte wieder ein peinliches Schweigen, das mein Vater nur einmal mit der Bemerkung unterbrach: «Brotkügelchen bei Tische zu rollen ist eine schlechte Angewohnheit.»

Gut!, mir lag gewiss nichts daran, Brotkügelchen zu rollen! Endlich kam der Inspektor, füllte das Zimmer mit dem Geruch seiner Transtiefel und sprach von Dünger, von russischen Arbeitern, vom Vieh, von lauter friedlichen Dingen, die da draußen im Mondenschein schliefen. Zerstreut hörte ich zu und blinzelte schläfrig in das Licht.

«Geh schlafen», sagte mein Vater. «Gute Nacht. Und morgen wünsche ich ein lebenswürdiges Gesicht zu sehn.»

«Ich auch», dachte ich ingrimmig.

Meine Stube lag am Ende des Hauses. Ich hörte nebenan in der leeren Zimmerflucht das Parkett knacken. Die Heimchen schrillten, als feilten eifrige kleine Wesen an feinen Ketten. Meine Fenster gingen auf den Garten hinaus und standen weit offen. Die Lilien leuchteten weiß aus der Dämmerung. Der Mond war höher gestiegen und warf durch die Zweige der Kastanienbäume gelbe Lichtflecken auf den Rasen. Unten im Parkteich quarrten die Frösche. Und dann drang noch ein Ton zu mir, dort aus dem Dunkel der Alleen, eine tiefe Mädchenstimme, die ein Lied sang, eine eintönige Folge lang gezogener Noten. Die Worte verstand ich nicht, aber jede Strophe schloss mit «Rai-rai-rah-r-a-h». Das klang einsam und traurig in die Sommernacht hinaus. Ich musste wirklich weinen. Es tat mir wohl, dabei das Gesicht zu verziehn wie als Kind. Dann legte ich mich zu Bett und ließ mich von der fernen Stimme im Park in den Schlaf singen: «Rai-rai-r-a-h.»

Ich hatte den Tisch an das Fenster gerückt und die Bücher aufgeschlagen; denn es war Studierzeit, wie mein Vater es zu nennen liebte. Draußen sengte die Sonne auf die Blumenbeete nieder. Der Duft der Lilien, der Rosen drang heiß zu mir herein, benahm mir den Kopf wie

ein sehr süßes, warmes Getränk. Dabei leuchtete alles so grell. Die Gladiolen flammten wie Feuer, die Scholtias waren unerträglich gelb. Der Kies flimmerte. Alle standen sie unbeweglich in der Glut, müßig und faul unter dem schläfrigen Summen, das durch die Luft zog. Mir wurden die Glieder schlaff. Das Buch vor mir atmete einen unangenehmen Schulgeruch aus. Nicht um eine Welt konnte ich da hineinschauen. Nicht einmal denken konnte ich: Selbst die Träume wurden undeutlich und schläfrig. «Gerda – Gerda», dachte ich. Ja, dann kam das angenehm gerührte Verliebtheitsgefühl in der Herzgrube. «Ach Gott!, mir fallen die Augen zu! Nichts geschieht. Etwas muss doch kommen, etwas von dem, was da draußen hinter der warmen Stille steckt, etwas von den Heimlichkeiten.» Plötzlich fielen mir Geschichten ein, die wir uns in der Klasse erzählten, wenn wir die Köpfe unter die Bänke steckten, weil wir herausplatzen mussten mit dem Lachen. Ach nein – pfuui!, hässlich! Also «Gerda» – Der Kies knirschte. Langsam ging das Hausmädchen Margusch am Fenster vorüber. Vorsichtig setzte sie die nackten Füße auf den Kies, als fürchtete sie, er sei zu heiß. Sie wiegte sich träge in den Hüften. Die Brüste stachen in das dünne Zeug des weißen Kamisols. Das Gesicht war ruhig und rosa. Die Arme schaukelten schlaff hin und her. Teufel! Wohin mochte die gehn? Ach, die ging gewiss auch zu den Heimlichkeiten, die draußen in der Mittagsglut liegen und schweigen und an denen nur ich keinen Anteil habe!

Konrad kam. «Ankleiden», sagte er, «wir fahren nach Warnow.»

«Hat er's gesagt?»

«Wie denn nich'.»

«Wie fahren wir?»

«Jagdwagen und die Braunen.»

Unterwegs war es so staubig, dass mein Vater und ich die Kapuzen unserer Staubmäntel über den Kopf ziehn mussten. Ganz eingehüllt waren wir in die warme, blonde Wolke, die leicht nach Vanille roch und unleidlich in der Nase kitzelte. Ich wunderte mich, dass mein Vater heiter darüber lachte.

Er sprach viel, kameradschaftlich, fast sympathisch: «Was? Anti-

gone hast du studiert? Na, die wird dir heute auch ledern vorgekommen sein. Bei diesen Damen kommt es doch auch auf Beleuchtung an, und Mittagssonne, die ist gefährlich. Was?» Was war es mit ihm heute? Freute er sich am Ende auch auf Warnow? Links und rechts flimmerten die Kornfelder. Der Klang der Sensen drang herüber. Arbeiter, die Gesichter von Hitze entstellt, standen am Wegrain und grüßten.

«Arme Racker!», sagte mein Vater. Nun bemitleidete er sogar die Arbeiter!

Vom Hügel aus sahen wir Warnow vor uns liegen: die Lindenallee, das weiße Haus zwischen den alten Kastanienbäumen, die weiß und roten Jalousien niedergelassen, alles in kühle grüne Schatten gebettet. Es wehte ordentlich erfrischend in unsere Sonnenglut herüber, als ob Ellita mit ihrem großen schwarzen Federfächer uns Luft zufächelte.

In Warnow war alles, wie es sein musste. Ein jedes Zimmer hatte noch seinen gewohnten Geruch. Der Flur roch nach Ölfarbe und dem Laub der Orangenbäume, die dort standen, der Saal nach dem von der Sonne gewärmten Atlas der gelben Stühle, das Bilderzimmer nach der Politur des großen Schrankes, und bei der Tante roch es nach Melissen und Kamillente. Die Tante lag auf ihrer Couchette. Sie trug ihren weinroten Morgenrock, die Perlenschnur um den unheimlich weißen Hals. Das Gesicht war mager, freundlich, weiß von Poudre de riz, das rot gefärbte Haar sehr hoch aufgebaut. Neben ihr auf dem Tischchen stand die Alt-Sèvres-Tasse mit ein wenig Kamillente. darin.

«Da bist du, mein lieber Gerd», sagte die Tante mit ihrer klagenden Stimme, «Gott sei Dank!, jetzt werde ich ruhig. Du wirst Ordnung schaffen.»

Mein Vater behielt die Hand der Tante in der seinen und nickte zerstreut.

«Ach», fuhr die klagende Stimme fort, «ich, ein einsames, altes Frauenzimmer, was kann ich tun? Da ist auch mein kleiner Bill», wandte sie sich an mich, «armer Jung, muss zu uns in die Einsamkeit. Aber quält ihn nicht. Nur nicht quälen!» Dann wurde von der

Landwirtschaft gesprochen. Ich durfte Chéri, das Hündchen der Tante, streicheln.

«Heute ist Chéris Geburtstag —», erzählte sie, «ich habe einen Kringel backen lassen, und alle großen Hunde haben auch davon bekommen. Er wird acht Jahre alt. Ja, wir werden alt. Bill, willst du nicht hinausgehen zu den anderen? Die Marsowschen sind auch da. Jugend will zu Jugend. Was sollst du hier bei einer alten, kranken Frau. Gerd, willst du nicht auch die Mädchen begrüßen? Später haben wir viel miteinander zu sprechen. Ja — geht — geht.»

Unten auf dem Tennisplatz fanden wir die anderen. Die Mädchen in hellen Sommerkleidern, die Tenniskappen auf dem Kopf, ganz von wiegendem Blätterschatten umschwirrt. «Oho, Bill!», rief Gerda und schwenkte ihr Rakett. Alles glänzte an ihr wieder zart und farbig. Ellita stand sehr aufrecht da und schaute uns entgegen. Als mein Vater ihre Hand küsste, wurde sie ein wenig blass und blinzelte mit den Wimpern. Dann lachte sie nervös und griff mir in das Haar: «Da ist ja unser großer fauler Junge», sagte sie. Das mit dem faulen Jungen war taktlos. Aber wenn Ellita einem in die Haare fasste, so war das doch eigen. Die beiden Marsowschen Mädchen, in rosa Musselinkleidern mit goldenen Gürteln, waren wieder zu rosa. Dazu die blonden Wimpern, wie bei Ferkelchen. Mein Vater machte Witze, über die alle lachten. Er hatte es leicht, Witze zu machen!

«Komm», sagte Gerda mir leise. Sie lief mir voran die Kastanienallee hinunter. In der Fliederlaube setzte sie sich auf die Bank, ein wenig atemlos, sie hustete, dabei wurden ihre Augen feucht und rund, und sie lächelte dann so hilflos: «Gut, dass du da bist, Bill», sagte sie. Wir schwiegen.

«Warum sprichst du nicht?», fragte sie dann. «Ach ja!, es ist schade, dass du dein Examen nicht gemacht hast. Warum konntest du auch nicht lernen?»

Das empörte mich: «Hast du mich gerufen, um davon zu sprechen?»

Gerda erschrak. «Nein, nein. Es ist ja ganz gleich. Aber weißt du, der Vetter Went kommt.»

«So? Na gut», warf ich hin.

«Freust du dich?»

Ich zuckte die Achseln: «Ich liebe solche hübschen Männer nicht.»

Das ärgerte wieder Gerda: «Das finde ich dumm», sagte sie und errötete: «Er kann doch nichts dafür, dass er hübsch ist. – Er – er soll Ellita heiraten.»

«Oh!»

«Ja, es ist alles hier so unverständlich. Ellita ist böse und traurig. Und ich weiß nicht ... Vielleicht kannst du etwas lustig sein. Nimm dich recht zusammen.» Damit lief sie wieder die Allee hinab. Die Füße in den gelben Stiefelchen spritzten den Kies um sich, sorglos wie Kinderfüße. Die blaue Schärpe flatterte im Winde. Den Nachmittag über mussten wir mit den Marsowschen Tennis spielen. Angenehm wurde es erst, als die Sonne unterging. Ich spazierte mit den Mädchen langsam an den Blumenbeeten entlang und machte sie lachen. Am Gartenrande blieben wir stehn und sahen über die Felder hin. Rotes Gold zitterte in der Luft. Der Duft von reifem Korn, blühendem Klee wehte herüber. Die blauen Augen der Mädchen wurden im roten Lichte veilchenfarben.

Die Marsowschen Mädchen ließen in tiefen Atemzügen ihre hohen Busen auf- und abwogen und sagten: «Nein – sieh doch!» Ihre Mieder krachten ordentlich; denn sie trugen noch hohe, altmodische Mieder. Gerda lächelte die Ferne an. Ich wollte etwas Hübsches sagen, aber wo nimmt man das gleich her! Durch die Kornfelder kamen Ellita und mein Vater gegangen. Ellita ohne Hut unter ihrem gelben Sonnenschirm. Mein Vater sprang über einen Graben wie ein Knabe. Ellita beschäftigte sich mit der Landwirtschaft und hatte meinem Vater wohl die Felder gezeigt.

Beim Mittagessen trank ich etwas mehr von dem schweren Rheinwein als sonst. Das Blut klopfte mir angenehm in den Schläfen, als ich später draußen auf der Veranda saß. Die Nacht war sternhell. Alle Augenblicke lief eine Sternschnuppe über den Himmel und spann einen goldenen Faden hinter sich her. Fledermäuse, tintenschwarz in der Dämmerung, flatterten über unseren Köpfen. Aus der Ferne

kamen weiche, schwingende Töne. Die Mädchen saßen vor mir in einer Reihe und hielten die Arme um die Taillen geschlungen, helle Gestalten in all dem Dunkel. Schön, schön! Ich hatte das Gefühl, Emmy Marsow sei in mich verliebt, und Gerda – Gerda auch; alle. Warum bestand nicht die Einrichtung, dass man in solchen Sommernächten die Mädchen in die Arme nehmen durfte und küssen.

Ellita kam aus dem Hause. Sie blieb einen Augenblick stehn, aufrecht und weiß. «Bill», sagte sie dann, «komm mit mir ein wenig in den Garten hinunter, es ist so schön.»

«Gut!», erwiderte ich ein wenig verdrossen. Sie legte ihren Arm um meine Schultern und fasste meinen Rockaufschlag, was mich daran erinnerte, wie klein ich für meine achtzehn Jahre war. So gingen wir zwischen den Lilienbeeten den Weg hinunter. Ellitas Arm lag schwer auf meiner Schulter. Ich glaubte zu spüren, wie das Blut sich in ihm regte. Lieber wäre ich eigentlich auf der Veranda geblieben. Ellita war nie recht gemütlich. Jetzt aber begann ich langsam die Hand, die meinen Rockaufschlag hielt, zu küssen.

Ellita sprach schnell, ein wenig atemlos von gleichgültigen Dingen: «Gut, dass du diesen Sommer bei uns bist. Auch für Gerda. Sie ist so einsam. Wir reiten zusammen aus, nicht? Denk dir, den Talboth darf ich nicht mehr reiten, er ist so unsicher geworden.»

Über dem Gerstenfelde auf dem Hügel stieg eine rote Mondhälfte auf, es war, als schwimme sie auf den feinen schwarzen Grannen: «Das ist schön», meinte Ellita; «machst du noch Gedichte? Ach ja, das musst du.»

Während sie zum Monde hinüberschaute, blickte ich in ihr Gesicht. Es musste sehr bleich sein; denn die Augen erschienen ganz schwarz und glitzerten in dem spärlichen Lichte.

Schritte hörte ich hinter uns. Ellitas Arm auf meiner Schulter zitterte ein wenig. Der Duft einer Zigarre wehte herüber, dann hörte ich meinen Vater sagen: «Ah, ihr lasst euch vom Monde eine Vorstellung geben.»

«Ja, er ist so rot», erwiderte Ellita, ohne sich umzuschauen.

Als wir den Weg zurückgingen, schritt mein Vater neben uns her.

Ich hätte mich gern zurückgezogen, die Lebenslage verlor für mich an Reiz, allein Ellita hielt meinen Rockaufschlag fester als vorher. Ich sollte also bleiben. Mein Vater zog die Augenbrauen empor und sog schweigend an seiner Zigarre.

«Wie stark die Lilien duften», bemerkte Ellita.

Da begann er zu sprechen. Seine Stimme hatte heute einen wunderlichen Celloklang, den ich bisher nicht bemerkt hatte, so etwas wie eine schwingende Saite. «Hm – ja. Sehr hübsch – alles sehr hübsch. Weich und süß. Nur – so süße Watte ist mir immer ein wenig verdächtig.»

«Süße Watte, wieso?», fragte Ellita gereizt.

Mein Vater lachte, nicht angenehm, wie mir schien: «Hm! Sommernacht und Lilien und Einsamkeit, das ist ja schön; aber, mir, auf meinen Reisen, geht es so, wenn's ganz weich und süß um mich wird, dann denke ich an das Packen. Ich fürchte mich davor, mich zu versetzen, nicht weiterzuwollen, verstehst du? Man lässt sich gern von dem, was einen etwas glücklich macht, überrumpeln. An allem, was uns binden will, glaube ich, müssen wir ein wenig herumzerren, um zu sehen, ob wir nicht zu fest gebunden sind. Nicht?»

«Nein», sagte Ellita hart.

Ich hörte ihrer Stimme an, dass sie böse war. Warum? Gleichviel. Ich nahm jedenfalls leidenschaftlich für sie gegen meinen Vater Partei: «Nein. Ich behalte, was ich habe. Wenn es auch hässlich ist – oder meinetwegen gestohlen, wenn es mich ein bisschen glücklich macht ... Ein anderes?, weiß ich denn ...?» Es war, als könne sie vor Erregung nicht weitersprechen. Sie stützte sich schwerer auf mich; ich spürte, wie dieser Mädchenkörper von einem innerlichen Schluchzen sachte geschüttelt wurde. Ich hätte mitweinen mögen. Mein Herz klopfte mir bis in die Kehle hinauf.

Mein Vater sann vor sich hin, dann sprach die wunderbar schwingende Stimme weiter: «Ich habe einen guten Freund in Konstantinopel, einen Türken. Der sagte mir, wenn er ein Pferd ganz zugeritten hat, wenn er es ganz in seiner Hand hat, dann gibt er es fort und nimmt sich ein frisches. Zugerittene Pferde, an die man sich gewöhnt

hat, meint er, sind gefährlich. Man wird unachtsam, und dann passiert ein Unglück.»

«Er ist sehr vorsichtig, dein alter Türke», meinte Ellita.

«– Ja – hm»; mein Vater schlug einen leichteren Ton an: «Er scheint dir nicht sympathisch zu sein, mein Türke? Aber richtig ist es, das Im-Zügel-Halten ist doch ein Genuss. Und das verstehen die Frauen so schön, ihr – unsere Frauen. Gut, was wild ist, lässt man eine Weile laufen und dann – ein Ruck – und es steht still, und es geht wieder, wie wir wollen ...»

«Wie kannst du das sagen!» Ellita schüttelte leidenschaftlich meinen Rockaufschlag. «Du glaubst, wenn du immer wieder sagst, ihr – könnt das, ihr seid solche herrliche Wesen, es ist eure Eigentümlichkeit, so zu sein – dann – dann werden wir so, wie du willst, dann tun wir, was du willst. Und wenn wir dann zu gefügig werden –; was – dann?, wie sagt der alte Türke –?»

«Ellita», unterbrach mein Vater sie hastig, dann lachte er gezwungen laut: «Ich denke, wir wollen uns über diese Philosophie nicht ereifern. Ich werde nicht sobald mehr deine Lilien angreifen. Übrigens ist es spät; Bill, geh und lass anspannen.»

Als ich mich von den beiden trennte, hörte ich deutlich, wie Ellita sagte: «Gerd, warum quälst du mich?»

Auf dem Heimwege sprachen wir kein Wort miteinander. Die Nacht hatte ihr einsames Singen in den Feldern und an den Wassern. Das Land lag farblos im Mondlichte da. Mir war, als hätte ich etwas Schmerzliches erlebt. Zu Hause kroch ich zu Bette, sehr schnell, als wollte ich mich vor etwas flüchten. Unten im Park sang wieder die Mädchenstimme ihr «Rai-rai-rah». Nebenan hörte ich das Parkett knarren. Es war mein Vater, der ruhelos durch die mondbeschienene Zimmerflucht auf und ab schritt.

Nach jenem mir so unverständlichen Gespräch mit Ellita war mein Vater mir zwar nicht sympathischer, aber interessanter geworden. Ich sah ihn mir den nächsten Tag besonders genau an. Er war ein wenig gelber in der Gesichtsfarbe, an den Augen zeigten sich die feinen Linien deutlicher. Sonst war er wie immer. Keine Spur von

Celloklang in der Stimme. Beim Frühstück fragte er Konrad: «Wer singt da des Nachts unten im Garten?»

«Ach», meinte Konrad, «das is' nur die Margusch, das Hausmädchen.»

«Was hat die des Nachts zu singen?»

Konrad lächelte verachtungsvoll: «Das is' so 'ne melancholische Person. Sie ging mit dem Gartenjungen, nu' is der auf dem Vorwerk, hat woll 'ne andere gefunden. Nu' is' die Margusch toll.»

Mein Vater winkte mit der Hand ab, was soviel hieß als: «Das ist ja gleichgültig.» Ich musste darüber nachdenken. Um alle, auch um die Hausmädchen, spannen sich diese sommerlich verliebten Dinge, die uns unruhig machen und des Nachts nicht schlafen lassen.

Am Nachmittage ging ich auf das Feld und legte mich auf ein Stück Wiese, das wie eine grüne Schüssel mitten in das Kornfeld eingesenkt lag. Die glatten Wände aus Halmen dufteten heiß und stark. Um mich summte, flatterte und kroch die kleine Geschäftigkeit der Kreatur. Ich schloss die Augen. Gab es denn nichts Verbotenes, das ich unternehmen konnte? Das geschähe meinem Vater schon recht, wenn ich einen ganz tollen Streich beginge.

«Zügeln», sagte er, «das Wilde zügeln.»

«Ich möchte wissen, was ich zügeln soll, wenn ich so abgesperrt werde? Nun kommt noch dieser Went. Die Mädchen sind immer um ihn herum, ekelhaft! Gerda machte ein besonderes Gesicht, als sie von ihm sprach.» Unruhig warf ich mich auf die andere Seite. In der Nacht musste etwas unternommen werden, wobei man aus dem Fenster steigt, Bier trinkt, zum Raunen der Sommernacht gehört.

Auf der Landstraße klapperten Pferdehufe. Ich spähte durch die Halme. Mein Vater und Ellita ritten dem Walde zu; sie im hellgrauen Reitkleide, den großen weißen Leinwandhut auf dem Kopfe. Sitzen kann die auf dem Pferde! Stunden könnte man sie ansehen. Ich wollte, ich wäre der dumme Went. Ob das immer so mit den Weibern ist, dass, wenn wir sie ansehen, es uns die Kehle zusammenschnürt, als müssten wir weinen? Mein Vater, der wird sich nicht versetzen. Immer ein Mädchen wie Ellita zur Seite und in den Wald geritten,

keine Gefahr, dass der sich langweilt. Ich wollte gleich zu Edse, dem kleinen Hilfsdiener gehn, der musste sich für die Nacht etwas ausdenken.

Edse saß am Küchenteich, hatte Schuh und Strümpfe ausgezogen und kühlte seine Füße im Wasser.

«Du, Edse, können wir heute Nacht nicht etwas tun?»

«Was denn, Grafchen?» Edse bog seinen großen blonden Kopf auf die Seite und blinzelte mit den wasserblauen Augen.

«Irgendwas. Ich steig zum Fenster hinaus. Er merkt's nicht.»

Edse dachte nach: «Wenn kein Wind is, kann man Fische stechen auf dem See.»

Das war es: «Gut, und Bier muss da sein – und – und, werden auch Mädchen da sein?»

Edse spritzte ernst mit den Füßen das Wasser um sich: «Nee –», meinte er, «beim Fischestecken sind keine Mädchen. Der Krugs-Peter und ich.»

«Gut, gut. Ich weiß», sagte ich befangen.

Es ging bereits auf Mitternacht, als ich aus meinem Fenster in das Freie hinausstieg. Der Himmel war leicht bewölkt, die Nacht sehr dunkel. Wie ein warmes, feuchtes Tuch legte die Luft sich um mich. In den Kronen der Parkbäume raschelte der niederrinnende Tau und flüsterte heimlich. Ein Igel ging auf die Mäusejagd den Wegrain entlang. Eine Kröte saß mitten auf dem Fußpfad und machte mir nicht Platz. Alles nächtliche Kameraden des Abenteurers. Vom See her leuchtete ein flackerndes Licht. Edse und Peter waren schon bei dem Boot und machten Feuer an auf dem Rost. Ich ging quer durch ein feuchtes Kleefeld, dann durch einen Sumpf, in dem jeder Schritt quatschte und schnalzte. Das war gut, das gehörte dazu.

«Aha», sagte Edse und wischte sich mit dem Ärmel die Tränen fort, die der Rauch ihm in die Augen getrieben hatte. «War woll nicht leicht, wegzukommen?»

«Ja, es dauerte», sagte ich kühl. Edsens Vertraulichkeit missfiel mir: «Nun können wir losfahren.»

Peter stieß mit einer langen Stange das Boot lautlos über das Wasser.

Edse und ich standen mit unseren Dreizacken am Bootsrande und lauerten auf die Fische. Das Feuer auf dem Rost an der Bootsspitze erfüllte die Luft mit Rauch und Harzgeruch. Lange Schwärme von Funken zogen über das schwarze Wasser, zischten und flüsterten beständig. Wir schwiegen alle drei, sehr aufmerksam in das Wasser starrend. Wunderlich war die Glaswelt unten mit den fetten Moosen, den fleischfarbenen Stängeln, dem lautlosen Ab-und-zu langer Beine, dünner, sich schlängelnder Leiber. Zwischen den Schachtelhalmen zogen die Karauschen hin, breite, goldene Scheiben. Wo es klar und tief war, lagen die Schleien tintenschwarz im schwarzen Wasser: «Fettes Schwein», sagte Edse, wenn er einen am Eisen hatte. Nahe dem Ufer aber, auf dem Sande, schliefen die Hechte, lange, silbergraue Lineale. Ein angenehmes Raubtiergefühl wärmte mir das Herz. Wenn wir in das Röhricht gerieten, dann rauschte es an den Flanken des Bootes, als führen wir durch Seide, und hundert kleine, erregte Flügel umflatterten uns. Ein Taucher erwachte und klagte leidenschaftlich. Edse und Peter kannten das alles, sie waren Stammgäste in dieser wunderlichen Nachtwelt: «Aha, die Rohrschwalben», sagte Edse. «Na, na, geht nur wieder schlafen, kleine Biester. Was schreit der Taucher heute so, als wenn einer ihm seine Mutter abschlachtet?» Plötzlich wurde das Wasser von unzähligen Punkten getrübt.

«Es regnet», meldete Peter.

«Nicht lange», entschied Edse. Das Boot wurde unter eine überhängende Weide gestoßen, wir legten die Eisen fort und begannen zu trinken. Selbst das Bier schmeckte nach Rauch und Harz. Edse sprach von den Fischen, blinzelte in das Feuer, und wenn er trank, wurden seine Augen klein und süß. Zuweilen horchte er in die Nacht hinaus und deutete die Geräusche: «Das is' der Kauz. Jetzt bellen die Hunde am schwarzen Krug. Die fremden Arbeiter gehn jede Nacht zu den Marjellen.» Ich war ein wenig enttäuscht. Das Fischestechen war ja gut; aber es sollte doch noch etwas Besonderes kommen. Jetzt gähnte Peter, seinen Ho-ho-ho-Laut auf den See hinausrufend. Nein, so ging es nicht. Ich begann schnell zu trinken. Das half. Ein leichter

Schwindel wiegte mich. Die Gegenstände nahmen eine wunderliche Deutlichkeit an, rückten mir näher; die schwarzen Zweige, der Frosch auf dem Blatt der Wasserrose. Dabei hatte ich das Gefühl, als säße ich hier in einer gewagten und wüsten Lebenslage. Wenn Gerda mich so sähe, ihre Augen würden ganz klar vor Verwunderung werden. Mit der musste ich auch anders sprechen, sie war doch auch nur ein Weib: «Warum sprecht ihr nicht? Erzählt was!», befahl ich.

Edse grinste. «Ja», begann er langsam, «morgen wird's wieder gut, das Wetter.»

«Nicht so was», unterbrach ich ihn und spie mit einem Bogen in den See, «was anderes. Sag, was ist denn die Margusch für 'ne Person?»

«Dumm is' sie», meinte Edse.

Peter kicherte: «Da wollt ich mal heran zu ihr ...», aber Edse unterbrach ihn: «Das wollen Herrschaften nich' hören.»

Hören wollte ich es zwar, allein ich sagte nichts. Der Regen hatte aufgehört. Wir griffen zu den Eisen. Aber die Glieder waren mir schwer, und die Fische wurden mir gleichgültig. Auch kroch schon eine weiße Helligkeit über das Wasser und machte es spiegeln: «Ans Ufer!», kommandierte ich.

Während ich am Ufer auf einem Baumstumpf saß und zuschaute, wie die Jungen die Fische zählten, merkte ich, dass ich anfang, traurig zu werden. Wie die Nacht sich langsam erhellte, wie sie anfang, grau und durchsichtig zu werden, und die Gegenstände farblos und nüchtern dastanden, das war mir unendlich zuwider. «Jetzt noch was», sagte ich mit Anstrengung.

«So?», meinte Edse und gähnte.

«Gähne nicht», befahl ich, «dazu bin ich nicht herausgekommen. Zu Mädchen gehen wir.» Die Jungen schauten sich schläfrig an. Ich hätte sie schlagen mögen.

«Na, dann gehen wir zum Weißen Krug». Die Marrie und die Liese schlafen im Heu», beschloss Edse gleichmütig.

Wir schritten quer durch den Wald, schlichen gebückt durch das Unterholz, das seine Tropfen auf uns niederregnete, die Farnwedel schlugen nass um unsere Beine. Das war heimlich, das gab wieder

Stimmung. Jetzt noch durch einen Kartoffelacker, dann lag der «Weiße Krug» vor uns auf der Höhe der Landstraße. Sehr still schlief er in dem grauen Lichte des heraufdämmernden Morgens, selbst grau und schäbig. An dem Gartenzaun entlangkriechend, gelangten wir zum Stall: «Rauf», sagte Edse und wies auf die Leiter, die zum Futterboden hinaufführte.

Oben war es finster und warm. Das Heu duftete stark. Überall knisterte es seidig: «No», sagte Edse wieder. Vor mir lagen zwei dunkle Gestalten. Also die Mädchen. Ich setzte mich auf das Heu am Boden. Das Blut sang mir in den Ohren. Die Augen gewöhnten sich an die Dämmerung. Die Jungen raschelten im Heu und flüsterten. Jetzt musste ich etwas tun. Ich streckte die Hand aus und ergriff einen heißen Mädchenarm. Das Mädchen richtete sich schnell auf, griff nach meiner Hand, befühlte langsam jeden Finger. Dann kicherte sie, ich hörte, wie sie dem anderen Mädchen zuflüsterte: «Du, Liese, der Jungherr.» Nun hockten beide Mädchen vor mir, große, erhitzte Gesichter, von weißblonden Haaren umflattert, die nackten Arme um die Knie geschlungen. Sie sahen mich mit runden, wasserblauen Augen an und lachten, dass die Zähne in der Dämmerung glänzten.

«Was der für Hände hat!», sagte Marrie. Nun griff auch Liese nach meiner Hand, befühlte sie, betrachtete sie wie eine Ware und legte sie dann vorsichtig auf mein Knie zurück.

«Sei nicht dumm, komm», sagte ich mit heiserer Stimme.

Aber sie entzog sich mir: «Es is' Zeit, runterzugehn», meinte sie. Raschelnd, wie die Wiesel, schlüpfen die Mädchen durch das Heu und glitten die Leiter hinunter.

«Es ist zu hell, da sind die Biester unruhig», behauptete Edse.

«Sie haben den Jungherrn an den Händen erkannt», meinte Peter und gähnte wieder sein lautes Ho-ho: «Muss man auch runter.»

Unten im kleinen Garten standen die Mädchen zwischen den Kohlbeeten. Sie traten von einem Fuß auf den anderen; denn die nackten Füße froren in dem taufeuchten Kraut. Die Arme kreuzten sie über den großen, runden Brüsten und sahen mich ernst und neugierig an.

«Stehn wie so 'n Vieh», äußerte Edse.

Da ging Marrie zu einem umgestürzten Schiebkarren, wischte mit ihrem Rock den Tau fort und sagte: «So, hier kann der Jungherr sitzen.»

Ich thronte auf dem Schiebkarren. Peter hatte angefangen, mit Liese zu ringen. Sie fielen zu Boden und wälzten sich auf dem nas- sen Grase.

«Er ist nicht schläfrig», bemerkte Marrie zu Edse und deutete auf mich, wie man von einem Kinde in seiner Gegenwart zu einem Dritten spricht. Dann brach sie einige Stängel Rittersporn und Majoran ab. «Da», sagte sie, «damit Sie auch was haben.» Als ich meine Hand auf ihre Brust legen wollte, trat sie zurück und lächelte mütterlich.

Peter und Liese hatten sich durch den Garten gejagt und waren hinter dem Holzschuppen verschwunden. Marrie wandte sich jetzt ruhig ab und ging, die Füße hoch über die Kohlpflanzen hebend, ihnen nach. Dann war auch Edse fort. Hinter dem Schuppen kicherten sie. Es wurde schon ganz hell, solch eine nüchterne, strahlen- lose Helligkeit, die müde macht. Über mir sangen die Lerchen in einem weißen Himmel unerträglich schrill und gläsern. Ich fühlte mich sehr elend und allein mitten unter den Kohlpflanzen. Ein großer Zorn stieg schmerzhaft in mir auf; aber ein Zorn, wie wir ihn als Kind empfinden, wenn wir am liebsten die Hände vor das Gesicht schlagen und weinen. Ich stand auf und schlich mich durch den auf- dämmernden Morgen heim.

Vetter Went war in Warnow angekommen. Von der kleinen Wiese im Gerstenfelde aus sah ich ihn, Ellita und meinen Vater wie eine Vision von bunten Figürchen fern am Waldessaum entlangreiten. Ich war so gut wie vergessen, an mich dachte niemand. Dann kam Went eines Tages zum Frühstück herübergeritten. Ich liebte ihn nicht son- derlich. Er war von oben herab mit mir und nannte mich «Kleiner». Dennoch war es angenehm, ihn anzusehen. Die scharfen, ruhigen Züge hatten etwas Festliches. Dazu das krause, blonde Haar, der ganz goldene Schnurrbart. Es musste etwas wert sein, mit dieser Figur und diesem Gesichte am Morgen aufzustehn, sie den ganzen Tag über mit sich herumzutragen, nachts damit schlafen zu gehn. Mit dieser Figur und diesem Gesicht konnte keiner sich ganz gehn lassen.

«Also durchgefallen?», sagte er mir. «Na, so beginnen wir alle unsere Karriere.»

Während des Essens sprach er mit meinem Vater über militärische Sachen. Mein Vater war heute besonders ironisch. Er widersprach Went beständig, setzte ihn mit kurzen Warums und Wiesos in Verlegenheit und lachte unangenehm. Wents «Nein, bitte sehr, lieber Onkel!» klang immer gereizter und hilfloser!

Später ging ich mit Went die Gartenallee hinab. Wir schwiegen. Went köpfte mit seiner Reitgerte die roten Floxblüten.

«Er hat was gegen mich», murmelte er endlich.

«Ja, natürlich», erwiderte ich, «gegen mich auch. So ist er immer.»

«Gegen dich?» Went lachte: «Ja so, wegen des Nachlernens.»

Das ärgerte mich: «Dir kann es gleich sein; aber ich bin in seiner Macht. Hier eingesperrt zu werden wie ein Kanarienvogel, ist lächerlich. Er ist ja gewiss ein feiner, patenter Herr; aber er denkt nur an sich. Die anderen liebt er nicht, wenn – wenn es nicht zufällig Damen sind.»

Went schaute überrascht auf: «Na, Kleiner, du machst dir keine Illusionen über deinen Erzeuger. Du hast übrigens unrecht. Hier ist es hübsch.»

Ich zuckte die Achseln: «Ach, so 'ne süße Watte.»

«Süße Watte? Wo hast du das her?», bemerkte Went.

Nach einigen Tagen sagte mein Vater mir beim Frühstück: «Wir fahren heute nach Warnow. Deine Cousine Ellita hat sich mit Went verlobt. Heute ist Verlobungsdiner.»

Ich brachte nur ein «Ach wirklich?» hervor.

Mein Vater beugte sich über seinen Teller und murmelte: «Wieder ist das Filet hart – ja», fügte er dann hinzu: «Ein freudiges Ereignis. Ich freue mich.»

Er sah heute müde aus, aber das stand ihm gut. Er bekam dadurch einen fein unheimlichen Römerkopf. Behaglich war es nicht, ihm gegenüberzusitzen, aber nicht alltäglich. Es war etwas an ihm, das neugierig machte.

Daran dachte ich, als ich im Wohnzimmer mich auf dem Diwan

